

Drittes Kapitel

Sprache lernen und verstehen

Inhalt

1. Das Problem der Übersetzung 57
 - 1.1. Die Aufgabe des Übersetzers 57
 - 1.2. Die Unzulänglichkeit einer maschinellen Übersetzung 60
 - 1.3. Differenz als Prinzip sprachlicher Aussage- und Verstehensmöglichkeit 62
 - 1.4. Folgerungen für die Übersetzung 64
 - 1.5. Folgerungen für das Verhältnis von Theorie und Praxis 66
2. Der kommunikative Charakter des Sprachprozesses 68
3. Sprachbedeutungen erfassen und bestimmen 70
 - 3.1. Tiersprache und menschliche Sprache 70
 - 3.2. Mangel und Vorzug der Umgangssprache 71
 - 3.3. Die Verschränkung von Individualisierung und Verallgemeinerung 72
 - 3.4. Kommensurabilität und Inkommensurabilität von Bedeutungseinheiten 72
 - 3.5. Selbstreflexivität und Selbstthematisierung der Sprache 73
4. Sprache und Handlung 73
 - 4.1. Kritik am behavioristischen Modell des Sprachlernens 73
 - 4.2. Die Verkörperung von Bedeutung im Handeln 75
 - 4.3. Die Verkörperung der Bedeutung in der Sprache 77
5. Das Auffassen und Verstehen von Bedeutung 78
 - 5.1. Verständnis und Vorverständnis 78
 - 5.2. Überlegungen zum Spracherwerb des Kindes 79
 - 5.3. Auswirkungen des Sprachlernens auf das allgemeine Lernverhalten 83

1. Das Problem der Übersetzung¹

1.1 Die Aufgabe des Übersetzers

Die an den Übersetzer gestellte Aufgabe, für bestimmte Ausdrücke fremd- bzw. eigensprachliche Äquivalente zu finden, erscheint leichter, sobald man dabei von einem gemeinsam vorgegebenen Sinnverständnis ausgehen kann und den Sinn wie die Wirkung sprachlicher Äußerungen auf potentielle Hörer bzw. Leser bereits abzuschätzen weiß. Soweit arbeitet der Übersetzer auf der Basis seiner muttersprachlichen Kompetenz, und seine Leistung ist nicht allein von einer Analyse der Sprachstruktur und Semantik der zu übersetzenden Sprache abhängig.

¹ Vgl. zur Einführung in diesen Problembereich Georges Mounin, *Die Übersetzung. Geschichte, Theorie, Anwendung*. Nymphenburger Verlagsbuchhandlung München 1967; Hans Joachim Störig (Hrsg.), *Das Problem des Übersetzens*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1963 (Wege der Forschung Band VIII); Albrecht Neubert, *Grundfragen der Übersetzungswissenschaft*. Beiheft II zur Zeitschrift *Fremdsprachen*, VEB Verlag Enzyklopädie Leipzig 1968.

Er zieht diese nur herbei, wo er mit seinem bereits im Gang befindlichen Verstehen auf Schwierigkeiten stößt und nicht weiterkommt.

Die eigentliche Schwierigkeit der Übersetzung zeigt sich jedoch erst in der Aufzeichnung einer bislang unbekanntem Sprache und Kultur.² Eine solche Situation entspricht dem ersten Sprechlernen des Kindes.³ Der Sprachforscher wird in dieser „Nullpunktsituation“ – im Unterschied zum Kleinkind – immer noch auf das Verständnis und die Hilfe seiner Muttersprache zurückgreifen, auch wenn es zwischen dieser und der neu zu erforschenden Sprache, was Syntax, Vokabular und Semantik betrifft, keinerlei Gemeinsamkeiten gibt. Er wird weiterhin versuchen, die fremden Sprachäußerungen an ihm verständlichen Situationen festzumachen, um daraus Anhaltspunkte für ihre Bedeutung zu gewinnen. Schließlich wird er die Reaktionen der fremden Sprecher auf seine eigenen Äußerungen in Betracht ziehen und aus der Zustimmung oder Nichtzustimmung auf den richtigen Gebrauch schließen. Dabei läßt sich die Differenz zwischen der semantischen und der syntaktischen Ebene im Sinne einer Vermittlungsstruktur benützen, in der sich die Sprache gleichzeitig als System organisiert und als Prozeß entwickelt.

All dies tut auch das Kind, und doch steht es dabei in einem radikaleren Sinne an einem Nullpunkt. Bei allen gegebenen kontextuellen Lernbedingungen und –hilfen muß gesehen werden, daß Sprachbedeutungen *direkt* gefaßt werden müssen und nicht lediglich *indirekt* über kontextuelle Hilfen erschlossen werden können. Die Bedeutung von Äußerungen läßt sich auch nicht einfach an der Situation und den in ihr gegebenen Daten ablesen. Der Sinn von Äußerungen muß auch angesichts bestimmter Situationen irgendwie ‘gegriffen’ und gleichsam ‘hinzuerrufen’ werden. Alles Erfassen von Bedeutung ist zunächst eine *hypothetische Konjektur*, die erst vermöge ihrer Anwendung bestätigbar oder revidierbar wird. Sprachgegebenheiten und d. h. sinnbestimmte Gegebenheiten fallen als solche ja nicht in die direkte Wahrnehmung; man kann Bedeutungen nicht wie Dinge ‘sehen’, sondern allenfalls, wie Schleiermacher sagt, mithilfe des Ahnungsvermögens oder der Einbildungskraft ‘divinatorisch’ erfassen.⁴ Situative und soziokulturelle Kontexte, die helfen den Sinn einer sprachlichen Äußerung auszulegen, können das unmittelbare Sinnerfassen nicht ersetzen. Die ‘Innenseite’ einer Sprachbedeutung läßt sich nicht allein von außen her aufbauen und aus gegenständlich gegebenen Elementen rekonstruieren. Als ein sich *aus und durch sich selbst* entwickelndes System kann die Sprache nicht ohne geistige Antizipationen auskommen, die das Fließende raffen, eine Bedeutungskonzeption erfassen und die Sache auf den Punkt bringen. Durch Teilnehmen und Sicheinleben in einen fremden Lebenskreis muß, was hier der Fall ist, erfahren und – mehr noch – fühlend und denkend erschlossen werden. Dazu gehört das Eindringen in die „geistige Welt“ einer Sprache, aus der heraus diese ihren Sprachkörper ordnet und ihre Bedeutungen artikuliert.

² Zum Problem einer „radical translation“ vgl. W. van Quine, *Meaning and Translation*. In: R. A. Brower (Ed.), *On Translation*. Harvard University Press Cambridge Mass. 1959, pp. 148-172.

³ Mehr dazu im Abschnitt 5.2.

⁴ Vgl. dazu Schleiermachers Berliner Akademieabhandlung „Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens“, vorgetragen am 24. 06. 1813 und seine Vorlesungen zur Hermeneutik, neu ediert von Manfred Frank in der Reihe „suhrkamp taschenbücher wissenschaft“. Die Akademieabhandlung (in: *Sämtliche Werke*, Dritte Abtheilung. Zur Philosophie, Zweiter Band, Berlin 1838, S. 207-245) ist auch aufgenommen in den von H. J. Störig herausgegebenen Sammelband „Das Problem des Übersetzens“, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1963, S. 38-70.

Übersetzung im engeren Sinne ist die Übertragung aus einer fremden Sprache in die eigene, und umgekehrt. Übersetzung in einem weiteren Sinn aber ist der Grundvorgang der Sprache überhaupt, die *als solche* „meta-phorisch“ und d. h. „übertragend“ ist und sich äußert und weiterentwickelt, indem sie sich selber interpretiert. Was für das Auffassen von Sprachbedeutungen gilt, gilt auch für deren Artikulation, und beides ist an die eigene Sprachtätigkeit gebunden. Kurz gesagt: *Wer übersetzt lernt sprechen*, und *wer sprechen lernt übersetzt*. Sprechen aber lernt *der Sprecher*⁵ und d. h., er *bildet* sich seine Sprache *indem er spricht* und kann sie nicht aus fertigen Versatzstücken äußerlich zusammenstücken.⁶ Dasselbe gilt im Prinzip aber auch für den Übersetzer: *Wer versteht übersetzt*, und *wer übersetzen kann hat verstanden*. Dabei ist die Sprache als prozessuales Geschehen und kommunikatives Verhältnis auf *jeder* Stufe - und sei sie noch so rudimentär – komplett und voll funktionsfähig: Wie restringiert oder elaboriert ein Sprachcode in seinen semantischen und syntaktischen Mitteln auch immer ist – es kann mit ihm im Prinzip alles gesagt werden, was es jeweils zu sagen gibt.

Welches sind dann aber die den ganzen Vorgang einschränkenden Momente, wenn diese nicht schon im Sinne fester Strukturen, Bedeutungen und Gebrauchsregeln zuvor einprogrammiert oder situativ vorgegeben worden sind? Natürlich kann der Mensch auch auf außersprachliche Kontexte rekurrieren und semantische Knoten oder Verschiebungen an ihnen festmachen, weil das menschliche Sprachsystem unerachtet seiner Selbstreferenz auch auf andere ‘Systeme’ und Gegebenheiten (der Sinne, des Denkens usw.) bezogen ist und sich ebenso sehr in dieser Außenbeziehung weiterentwickelt wie aus und durch sich selbst.⁷

Auch die Übersetzung geht – in derselben Weise wie das ursprüngliche Sprachlernen und die ursprüngliche Sprachproduktion – zwischen mehreren Kontexten hin und her und spielt sich grundsätzlich auf verschiedenen Ebenen ab. Wie die umgangssprachliche Äußerung artikuliert sie eine Intention bzw. einen Sinn und kann das, je nach dem gegebenen Kontext, mehr oder weniger explizit und vollständig tun. Dabei besteht zwischen der anvisierten Bedeutung als einem Bewußtseinszustand und dem ausformulierten Sprach- bzw. Zeichenzusammenhang eine konstitutive Differenz, die für den Prozeß der Artikulation bestimmend wird. Das mögliche ‘Zuviel’ oder ‘Zuwenig’ der ‘inneren’ oder der ‘äußeren’ Seite bedingt einen „Sinndruck“ und kann in Redundanz (ein ‘Zuviel’ an sprachlichen Mittel) oder in Elliptik (einen Mangel an Expliztheit) ausmünden. Der „Mangel“ oder „Überfluß“ der einen Ebene kann auch auf die andere übergreifen und eine generelle Spracharmut oder Sprachveräußerlichung zum Ausdruck bringen.

Daß Sprache Prozeß und sich entwickelndes System ist, macht das Sprechen und Verstehen bei aller Einbettung in eine bestimmte Sprache relativ unabhängig von der je vorgegebenen syntaktischen Struktur und dem Vokabular. Das implizit „Gemeinte“ ist dabei ebenso mitbestimmend für die Angemessenheit einer Aussage, wie umgekehrt deren Ausformulierung zum Kriterium für die Klarheit einer „Bedeutung“ wird. Was man im Sinn hat: die intentional ge-

⁵ In diesem Sinne stellt m. M. Lewis fest: „The child is born as a speaker and born into a world of speakers.“ (Language, Thought and Personality”, p. 13 (in deutscher Übersetzung: Sprache, Denken und Persönlichkeit im Kindesalter, Düsseldorf 1970).

⁶ Die äußerliche Zusammenstückung ist selber schon Zeichen eines Sprachverfalls.

⁷ Das Sprachlernsystem der Maschine dagegen müßte sich allein in und durch sich selbst entwickeln – und kann dies nicht, weil es in sich keinen Anhalt findet, worauf es ‘zielen’ soll.

gebenen Bedeutungen, erlaubt auf jeder Stufe der Explikation Sprachverständnis und Sprachproduktion, und dies auch zwischen den Sprachen.

Die Differenz der Sprachen und ihrer Elemente wird somit in der Übersetzung keineswegs aufgehoben, sondern vielmehr erst gesetzt und zum Bewußtsein gebracht. Sie stellt gerade in ihrer Unaufhebbarkeit ein produktives Moment der Sprachbildung dar. Schleiermacher wendet sich in seiner „Abhandlung über die verschiedenen Methoden des Übersetzens“⁸ gegen die beiden einseitigen Lösungen, fremden Sinn und fremde Sprachform entweder ganz ins Eigene hereinzuziehen oder aber den fremden Ausdruck völlig erhalten zu wollen. In beiden Fällen wird der Sprache Gewalt angetan. Zwischen den Extremen läge eine wünschbare Art der Übersetzung, die den übersetzten Text zwar ohne Schwierigkeit verstehen, aber gleichwohl noch als einen fremden empfinden läßt. Die Begegnung mit dem Fremdartigen hat ihre Bedeutung für das Bewußtwerden des Eigenen, so daß Übersetzungen als kommunikative Austauschvorgänge zwischen Sprachen eine gegenseitige Erweiterung, Bereicherung und Verfeinerung bedingen, wenn es gelingt, die gegebene Sprachdifferenz produktiv aufzunehmen und für die beiderseitige Sprachentwicklung fruchtbar zu machen.

1.2 Die Unzulänglichkeit maschineller Übersetzung⁹

Der bezüglich der Sprachproduktion und des Sprachverständnisses in Anschlag gebrachte Zirkel der wechselseitigen ‘Implikation | Explikation’ von Ausdruck bzw. Artikulation und Verstehen ist offen und produktiv. Sein Vollzug bewahrt eine konstitutive Differenz und setzt keine volle Entsprechung beider Seiten (etwa im Sinne des einmaligen Ausdrucks oder der deckungsgleichen Abbildung) voraus.¹⁰ Unbestimmtheit und Mehrdeutigkeit des Sinns sowie Redundanz oder Ellipse des Ausdrucks ist hier keineswegs dysfunktional. Weil der Sprecher und Übersetzer die verschiedenen Ebenen in ihrem inkongruenten Verhältnis zueinander thematisiert und zwischen ihnen hin und her gehen kann, kann und braucht er sich grundsätzlich nicht am Ideal einer vollständigen Explizitheit der Aussage orientieren, wie die logische Rekonstruktion von Bedeutung diese voraussetzt. Auch wenn man ein solches Ideal auf die Sprech- und Übersetzungsmaschine übertragen könnte, wäre diese dennoch nicht funktionsfähig. Die vollständige „Beschreibung“ einer natürlichen Sprache ist nicht nur unmöglich, sondern auch gar nicht wünschenswert; sie würde den Charakter der Sprache selbst verändern und sie nicht nur unhandlich, sondern darüber hinaus auch unbrauchbar machen.

Gleichwohl arbeitet die Übersetzungsmaschine herkömmlichen logischen Typs auf einer im Sinne der Baumdiagramme und Entscheidungsregeln linguistisch voll entwickelten Ebene, weil sie Vagheit, Redundanz und Elliptik nicht verarbeiten kann und allein die Vollbestimmtheit der Elemente und ihrer Zuordnungsregeln es ihr erlaubt, ‘Bedeutung’ durch den kombinatorischen Zusammenhang von ‘Zeichen’ zu ersetzen. Wenn es aber gar keine bloß kombi-

⁸ Vgl. Schleiermachers Abhandlung „über die verschiedenen Methoden des Übersetzens, a. a. O.

⁹ Vgl. dazu die Beiträge zur International Conference on Machine Translation of Language and Applied language analysis, Vol. I & II, London 1961; W. N. Locke, A. D. Booth, Machine Translation. Cambridge 1965 sowie die „Beiträge zur Sprachkunde und Informationsverarbeitung“ 1963, Heft 2 und 1964, Heft 3 und 4 mit Artikeln von A. D. Booth, E. v. Glasersfeld, A. G. Oettinger, H. Schnell u. a.

¹⁰ Der Disjunktionstrich ‘|’ soll andeuten, daß hier eine Übersetzung ins Explizite und gleichzeitig eine *reductio in integrum* stattfindet, aber grundsätzlich kein volles Zur-Deckung-bringen der beiden Seiten erreichbar ist.

natorische Sprachproduktion gibt, kann diese auch nicht an die Stelle der ursprünglichen Sprachproduktion bzw. Bedeutungsartikulation treten. Dies ist nicht nur der Mehrdeutigkeit der Sprachelemente zuzuschreiben, die man durch Listen aufzulösen versuchen könnte. Auch das Verhältnis der unterschiedlichen, impliziten und expliziten Sprachebenen folgt den Gesetzmäßigkeiten einer „Unbestimmtheitsrelation“, wie Heisenberg sie bezüglich bestimmter physikalischer Sachverhalte nachgewiesen hat. Man kann es nicht gleichzeitig allen Seiten recht machen. Sucht man eine genaue Entsprechung in der Ebene der Wörter und leuchtet deren Konnotationen dazu aus, so wird die syntaktische Beziehung notwendig unbestimmt belassen. Und je mehr man umgekehrt die Äquivalente in der Ebene der Sätze und ihrer strukturellen Elemente zu bestimmen versucht, desto unbestimmter werden die Bedeutungszuordnungen. Diesem durch die Sprachstruktur selbst erzeugten Dilemma kann man durch keine noch so genaue Festlegung der syntaktischen und semantischen Elemente entgehen. Es bleibt für die ineins strukturelle, bedeutungs- und kontextbezogene Sprachproduktion stets ein Spielraum möglichen Zusammenschlusses, der es in den meisten Fällen immer noch erlaubt, dasselbe auch mit anderen Worten zu sagen.

Der Ausgang von der Selbstreferentialität der Sprache (ihrem Rückgriff auf den eigenen Bestand und Prozeß) wendet den damit gegebenen Zirkel ins Offene. Die Fähigkeit zu sprechen schließt notwendig die Fähigkeit ein, wiederum über das Gesagte zu sprechen. Anders gesagt thematisiert die Sprache sich ständig selbst und bildet sich darin weiter. Daraus kann man die Folgerung ziehen: *Wer spricht lernt sprechen*, und *wer sprechen lernt spricht*. Auch die Maschine müßte, um übersetzen zu können, im Übersetzungsprozeß selbst lernen und sich nicht nur alle ihre bisherigen Schritte samt ihren Erfolgchancen merken, sondern auch jederzeit auf sie zurückgreifen können. Eine vorweg gegebene, *allgemeine* Beschreibung und lexikalische Erfassung der Sprache kann den Spielraum der konkreten Äußerungen in ihr jedenfalls nicht hinreichend abdecken. Die Produktion, Auffassung und Übersetzung von sprachlichen Äußerungen ist immer auch ein Problem der je spezifischen Kontexte und des Hintergrundwissens, das zusammen mit dem ‘Sprachgefühl’ ein Sensorium für den richtigen Sprachgebrauch bzw. für die Angemessenheit eines Ausdrucks bildet.

Der menschliche Übersetzer bildet deshalb *zuerst sich selber*, indem er den zu übersetzenden Text liest, sich in ihn hineindenkt und hineinfühlt und von diesem *am Text selbst erworbenen Hintergrund* aus an die Übersetzung geht. Der für den jeweiligen Text spezifisch erworbene Hintergrundkontext entwickelt sich während des Übersetzens in permanenter Rückkopplung ständig weiter; jeder neu gefundene Ausdruck erweitert oder korrigiert ihn. Der Übersetzer muß also die Sprache eines Werkes kennenlernen, um dieses mit der *an ihm selber gewonnenen* Sprachkompetenz übersetzen zu können. Wörterbücher geben dabei eine Hilfe, und doch handelt es sich bei der Übersetzung trotz aller sprachlichen Vorgaben im Grunde um einen *mit sich selber* beginnenden und insofern voraussetzungslosen Kommunikationsprozeß. Dies entspricht im Prinzip dem Vorgang des Sprechenlernens. Aber auch das Verstehen beginnt in gleichem Sinne mit sich selber und ist insofern voraussetzungslos.

Eine auf speziell dafür eingerichteten Wörterbüchern und syntaktischen Regeln aufbauende Übersetzungsmaschine kann eine solche laufende Abstimmungsarbeit nicht leisten. Sie müßte dazu in der Lage sein, sich selber rückwirkend zu programmieren und jeden ihrer bisherigen Zustände zur Grundlage eines neuen Zustandes zu machen. Diese Selbstprogrammierung und

Selbstentwicklung kann nicht im Sinne einer mechanischen Kombination aller mit allen Elementen vor sich gehen, die der Maschine leichter fällt als dem Menschen. Es muß dazu noch ein mental einschränkendes Moment hinzukommen, das als solches nicht programmierbar ist. Auch die Übersetzungsmaschine müßte – wie der Übersetzer – entlang von Lese-Leitlinien arbeiten können, die sich durch neue Kontexte oder Eigenzustände im ganzen wie im einzelnen ständig modifizieren.

Zu aller Kombinatorik muß somit der mit einem Bewußtseinsakt verbundene ‘abkürzende Weg’ der Bedeutungserfassung selbst kommen (gleichsam mit einem Griff), der sich der „vollständigen Beschreibung“ entzieht und sich dem „Durchlaufen aller Möglichkeiten“ gegenüber als unendlich überlegen erweist. Wenn das „Ganze“ und der „Teil“ sich nicht auf andere Weise fügt, kann bei der Maschine immer nur ein Zerrbild dieses Hin und Her gegeben sein. Einerseits muß die maschinelle Übersetzung von Konstanzannahmen ausgehen, wie die Logik sie vorschreibt und andererseits von Differenzen, die ebenso festgeschrieben sein müssen, sollen sie die Konstanz nicht in Frage stellen. Das Konstanthalten ermöglicht die Substituierbarkeit eines Ausdrucks für einen anderen unter der Bedingung, daß der Sinn dabei erhalten bleibt. Nun ist aber der Sinn ein fließendes, je nach Komposition sich ständig veränderndes Differential aller sinntragenden Elemente. Wollte man die Sinninvarianz einer Bedeutung dem Ideal einer logischen Supposition *salva veritate* in allen möglichen Kontexten annähern, so müßte man wiederum vom Postulat einer vollständigen Beschreibung aller Elemente und ihrer möglichen Verknüpfungen ausgehen und deren deckungsgleiche Wiedergabe im Sinne einer Substitution des Gleichen für Gleiches gewährleisten. Erst aufgrund des Postulats identischer Substituierbarkeit ließe sich Übersetzung als technische Möglichkeit realisieren. Dies erfordert ein analytisches Bedeutungskriterium, das die Gleichsetzung semantischer Ausdrücke erlaubt. Ein solches gibt es aber nicht, wie das vorhergehende Kapitel gezeigt hat.

Die Schwierigkeiten maschineller Übersetzung weisen darauf hin, daß das Ideal einer vollständigen, logisch-analytischen Beschreibung bei natürlichen Sprachen schon aus rein formalen Gründen nicht erreicht werden kann. Das zustandsabhängige „Kontextbewußtsein“ und das intentionale „Zielbewußtsein“ ist, was den Grad seiner Bestimmtheit, Differenzierung und Analysefähigkeit betrifft, stets redundant und elliptisch zugleich. Es ist in der einzelnen Äußerung immer zuviel und zuwenig gesagt. Und doch ist gerade dieser Umstand vermöge seines fließenden Charakters und seiner implikativen Form für den Sprachbildungsprozeß nicht nur funktional, sondern geradezu konstitutiv. Für die Maschine hingegen stellt er eine bislang nicht überwundene und wohl auch nicht zu überwindende Schranke dar. Die Übersetzung ist keine „Technik“ und hat sich in der Praxis zurecht als eine „Kunst“ erwiesen, für die es noch keine befriedigende Möglichkeit maschineller Bewerkstelligung gibt, obwohl große Anstrengungen in dieser Richtung gemacht werden. Über einen „Rohtext“ mit Übersetzungsalternativen kommt man auf diese Weise nicht hinaus, und als Hilfsmittel für den Übersetzer verwendet ist dagegen ja auch nichts einzuwenden.

1.3. Differenzbildung als Prinzip sprachlicher Aussage- und Verstehensmöglichkeit

Der Theorie der Übersetzung liegt seit Schleiermacher die *Inkommensurabilität* der Sprachen bis hin zur Annahme von Individualsprachen zugrunde. Gleiches gilt für die Sprachbedeutun-

gen, so daß es im strengen Sinne keine Synonyme gibt. Sprachen und Sprachelemente lassen sich weder semantisch noch strukturell ohne Rest ineinander auflösen. Dasselbe gilt auch für die Sprachproduktion. Kein Ausdruck ist äquivalent einem anderen, und wenn eine Bedeutung sich zwei Ausdrücke verschafft, so ist sie in beiden nicht mehr genau dieselbe. Das in der Übersetzung hergestellte Verhältnis von Sprachelementen bzw. Sprachbedeutungen stellt somit eine (Un-)Gleichung inkommensurabler Faktoren und keine Gleichung identisch gehaltener Terme bzw. Bedeutungseinheiten dar.

Natürlich gibt es in jeder Sprache auch 'technische' Ausdrücke, die sich auf festgelegte, den Routinen überlassene Handlungsfelder beziehen oder Sachverhalte zum Gegenstand haben, die auf einen höheren Grad der Festlegung angewiesen sind. Schleiermacher verweist hier auf die Bereiche des Geschäftslebens und der Rechtsverhältnisse, teilweise auch der Wissenschaft. Auf Grund gleichliegender Sachverhalte und standardisierter Verfahren ist hier bei der Übersetzung eine adäquate Wiedergabe eher möglich. Wieweit die Festgelegtheit von Bedeutungen hier durch die Bestimmtheit der Sache selbst oder durch eine Konvention über sie zustande kommt, braucht an dieser Stelle nicht weiter zu interessieren. Im ganzen betrachtet tritt die Sprache in den genannten Bereichen als ein begrifflich durchgebildetes System in Erscheinung, das durch Sachbezogenheit und/oder konventionelle Festlegung standardisiert werden kann. Demgegenüber gibt es im nicht terminologisch festgelegten Sprechen und Urteilen ein „*freies eigentümliches kombinatorisches Vermögen*“, dem gemäß die Wirklichkeit „*in irgendeiner frei gewählten oder durch den Eindruck bestimmten Ordnung*“ wiedergegeben wird und frei umgestaltet werden kann.¹¹ Ein unmittelbare Rekurs auf die Sache selbst oder auf bindende Absprachen ist unter dieser Voraussetzung gar nicht möglich, so daß der Übersetzer vor der grundsätzlichen Schwierigkeit steht, „daß keinem einzigen Wort in einer Sprache eins in einer andern genau entspricht.“¹² Zugespitzt wird dieses Problem bei der Übersetzung von Dichtung, bei der nicht nur der Inhalt der Aussage, sondern auch die Gestaltung ihrer Form den Aussagewert bestimmt.

Vor dem Hintergrund des Verhältnisses von Logik und Sprache wiederholt sich somit dieselbe Sachlage immer von neuem in vielfacher Variation. Eine Annäherung der unterschiedlichen Kontexte und Zugriffsweisen erscheint möglich im Bereich der Theoriebildung, die sowohl den logischen als auch den sprachlich-strukturellen und semantischen Erfordernissen Rechnung tragen soll. Sollen theoretische Aussagen zustande kommen, so muß sowohl die Übersetzung umgangssprachlicher Ausdrücke in logisch funktionale Begriffe erfolgen als auch eine Rückübersetzung von diesen in eine Ausgangslage möglich sein, die den Brüchen und Inkommensurabilitäten der praktischen Handlungsfelder Rechnung trägt. Hier ist die nicht bereits theoretisch überformte Sprache das vermittelnde Element. Auch wenn die logische Syntax in sich autonom ist, ist sie in ihren Anwendungen immer noch auf die natürliche Sprache als letzte Metasprache angewiesen. Auch das logisch restringierte Sprechen lebt so von Voraussetzungen, die nicht in es selber eingehen dürfen. Mit anderen Worten fristet die Logik unerachtet ihrer Autonomie ein parasitäres Dasein, das auch ihren ganzen Weltentwurf bestimmt.

¹¹ Vgl. Schleiermacher, a. a. O., S.210; kursiv hervorgehoben von mir.

¹² A a. O., S. 213.

1.4 Folgerungen für die Übersetzung

Auf die praktisch nahezu unlösbaren Schwierigkeiten, eine 'gleiche' Bedeutung im strikten Sinn überhaupt zu finden und eine Grundlage für ihre Konstanthaltung zu schaffen, wurde mit theoretischen Argumenten hingewiesen. Weder läßt sich das Sprachzeichen an einer objektiv vorgegebenen, von allen in gleicher Weise aufgefaßten und gedachten Sache festmachen, noch können Sprachbedeutungen in ihrem Verhältnis zueinander so festgelegt werden, daß keine Abweichung von der Vorschrift bzw. Konvention mehr möglich ist. Alle für die Bedeutungsgleichheit erforderlichen Kriterien: der Bezug auf dieselbe Sache; die Erweckung derselben Gedanken, Vorstellungen, Gefühle und die Auslösung derselben Handlungen bei den Adressaten; die gleichsinnige Anwendbarkeit in allen möglichen Situationen und schließlich die Substituierbarkeit von funktionalen Äquivalenten in allen möglichen Kontexten sind theoretisch fragwürdig und lassen sich auch praktisch nicht einlösen – und es wäre auch nicht wünschenswert, daß dies der Fall ist.

Das Gesagte ließe sich an einer Vielzahl von Beispielen illustrieren, wie sie in der Literatur zum Übersetzungsproblem reichlich zu finden sind.¹³ Als Motto kann die folgende Feststellung von Ortega y Gasset dienen: „Da die Sprachen in verschiedenen Landschaften und unter dem Einfluß verschiedener Lebensumstände und Erfahrungen gebildet wurden, ist ihre Inkongruenz ganz natürlich. So ist es zum Beispiel falsch, anzunehmen, daß das, was der Spanier 'bosque' nennt, das gleiche sei, was der Deutsche 'Wald' heißt; und doch sagt uns das Wörterbuch, daß Wald bosque bedeutet.“¹⁴ Wenn man nun an ganze Sprachwerke und nicht nur an einzelne Wörter denkt, erscheint es unmöglich, bei der Übersetzung allen Aspekten der Form- und Inhaltsverschiedenheit von Sprachen Rechnung tragen zu können.

Das heißt konkret:

- „Sinntreue“ wird oft erkaufte durch Preisgabe der „Formtreue“;
- der „Informationsgehalt“ läßt sich nicht absondern von der affektiven Tönung und der sozialen Wertigkeit der verwendeten sprachlichen Ausdrücke;
- der verschiedene kulturelle und gesellschaftliche Kontext von Verfasser und Leser läßt sich nicht eliminieren;
- sprachgeschichtliche Verschiebungen bei gleichen Wortstämmen lassen auch bei herkunftsverwandten Sprachen eine wörtliche Übersetzung nicht zu. Wo dasselbe Wort verwendet wird (z.B. brave (frz.) und brave (engl.)), ist es nicht mehr dasselbe, ebensowenig wie honette noch gleichbedeutend mit dem englischen honest ist;
- schließlich führt die ideologische Einfärbung und Abnutzung von Begriffen zu Bedeutungsunterschieden („collaborateur“ kann in Frankreich seit der Besetzung im 2. Weltkrieg nicht mehr als „Mitarbeiter“ gehört werden) usw.

¹³ Vgl. dazu als Fundquellen den von H. J. Störig herausgegebenen Sammelband „Das Problem des Übersetzens“, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1963 und (mit Beispielen englischer Sprache): R. A. Brower (Ed.), On Translation. Harvard University Press Cambridge/Mass. 1959. Weitere Denkanregung gibt die aktuelle Diskussion in den Bänden: Philippe Forget (Hrsg.), Text und Interpretation. Deutsch-französische Debatte mit Beiträgen von Hans-Georg Gadamer, Jacques Derrida, François Laruelle, Jean Greisch, Philippe Forget, Manfred Frank, Wilhelm Fink Verlag München 1984; Friedrich A. Kittler u. a. (Hrsg.), Diskursanalysen. Westdeutscher Verlag Opladen 1990; Anselm Haverkamp, Die Sprache des Anderen. Fischer Taschenbuch Verlag Frankfurt a. M. 1997 (Fischer Taschenbuch 12783).

¹⁴ Zitiert aus H. J. Störig (Hrsg.), Das Problem des Übersetzens, a. a. O., S. 326.

Man kann in bezug auf diese Inkongruenzen geradezu von „Paradoxen der Übersetzung“ reden. Die wörtliche Übersetzung kann ungenau sein, während die nicht-wörtliche Übersetzung den genauen Sinn besser wiedergibt. Die Entsprechung der Bedeutung wird hergestellt durch Nicht-Entsprechung der verwendeten Sprachelemente. Der Kontext einer Aussage stellt eine Verständnishilfe dar, er kann aber auch ein Hindernis sein usw. Dies heißt, die Schwierigkeiten der Übersetzung bis hin zum Postulat der Nichtübersetzbarkeit nicht als etwas Leidiges betrachten, das auch behoben werden könnte. Sie sind vielmehr das eigentliche Movens, das in der Struktur und Funktionsweise der natürlichen Sprachen selbst angelegt ist und ihr die Produktivität verbürgt.

Man muß also von *beiden* Sätzen gleichermaßen ausgehen:

- 1) daß *alles* in *allen* Sprachen ausgedrückt werden kann, und daß
- 2) *jede* Sprache ihre *spezifischen* Aussagemöglichkeiten hat.

Will der Übersetzer seine Aufgabe gut machen, so muß er ausgehen von der *Differenz* der Sprachen und nicht von der *Identität* von Sprachbedeutungen. Er muß das Abweichende ernst nehmen, *bevor* er nach dem Gemeinsamen fragen kann. Es gilt, durch *Modifikation* einer Bedeutung deren bestmögliche *Entsprechung* zu finden usw. Alle Modelle, die dieses freibewegliche Grundverhältnis in der einen oder anderen Richtung aufzulösen trachten, scheitern an der Sprache selbst und bezeugen damit nur ihre eigene Verkennung. Man darf die Sprache nicht mit der logischen Brille betrachten. Für ‘Gleichheit’ als Bedingung identischer Substitution läßt sich in ihr keine Grundlage finden. Analoges gilt für den Kontext und Situationsbezug des Sprechens und Schreibens. Die Übertragung und Explikation von Bedeutung läßt sich hier nicht an Außenbedingungen festmachen oder im Rückgang auf ein außersprachlich Gemeinsames begründen. Man kann nicht so tun als handle es sich um dieselben „Dinge“, die durch die verschiedenen Sprachen lediglich in verschiedener Weise bezeichnet werden. Aber auch sprachintern fehlt ein Kriterium der Gleichsetzbarkeit, weil sowohl die Formen als auch der Inhalte der Sprache, ihre syntaktischen Strukturen und semantischen Felder fließende Grenzen haben und keine vollständige Isolation einzelner Elemente erlauben.

Die interne und externe Kontextabhängigkeit der Bedeutung bedingt den hermeneutischen Zirkel, demgemäß man das Einzelne nicht ohne Hinsicht auf das Ganze bestimmen kann, und umgekehrt. Auch zwischen dem ‘normalen’ und einem ‘abweichenden’ Gebrauch der Sprache läßt sich unter dieser Voraussetzung keine definitive Grenze mehr ziehen. Von daher gesehen ist jede Übersetzung immer auch eine Interpretation und stellt als solche die Grundform des Sprachprozesses überhaupt dar. Sprechen heißt Übersetzen, und umgekehrt Dies hat immer zwei Seiten. Sprache ist Sinnstiftung durch *Prägung* und Bedeutungsübertragung durch *Modifikation*, im Unterschied zur Bedeutungsverleihung durch *Definition* und zur logischen Übertragung durch *identische Substitution*. Ein solcher hermeneutischer Vorgang ist einerseits gekennzeichnet durch Bestimmtheit, andererseits aber auch durch unbestimmte Verweisung, und nur beides zusammen macht ihn funktional. Jeder derartige Vorgang impliziert eine Mehrdeutigkeit der semantischen und syntaktischen Elemente, die nicht aufgehoben werden kann und ignoriert werden darf, weil ohne sie die Sprache ihrer kommunikativen Funktion und produktiven Gestaltungskraft verlustig ginge.

Der Logiker und der Maschinenbauer wird daran ein Ärgernis nehmen. Aber selbst wenn eine lexikalische Bereinigung und strukturelle Isomorphie des Verhältnisses der Sprachbedeutun-

gen bzw. Sprachen zueinander als Grundlage maschineller Sprachproduktion bzw. Übersetzung möglich wäre, bliebe die Frage offen, ob eine solche Sprache überhaupt wünschbar wäre und tatsächlich gesprochen werden kann. Im Sinne einer negativen Utopie ausgesponnen, würde die vollständige Beschreibung und terminologische Fixierung der Sprachen und ihres Verhältnisses zueinander, wenn sie möglich wäre, eine „tödliche Vereinfachung“ der menschlichen Kommunikation bedeuten und deren Sinn gründlich verkehren. Eine auf die Konstanterhaltung vorgegebener Bedeutung ausgerichtete Sprachproduktion und Kommunikationsstruktur könnte allenfalls als Machtinstrument zur sprachlos machenden Disziplinierung wünschbar erscheinen. Auf sprachreglementierende Weise mundtot gemacht, würde der Mensch sein Selbstsein und damit auch den Sinnhorizont seines Lebens überhaupt verlieren. Doch ist es selbst den Bäumen noch verwehrt, in den Himmel zu wachsen.

1.5 Folgerungen für das Verhältnis von Theorie und Praxis

Wie das Beispiel der Übersetzung zeigt, können die Postulate logischer Theoriebildung nicht als von vornherein interessenfrei ausgegeben werden. Linguistische Substitution (vorausgesetzt, daß die Linguistik einem logischen Paradigma verpflichtet ist) und situations- bzw. kontextbezogene hermeneutische bzw. pragmatische Rekonstruktion stehen sich, was die Grundpostulate und die mit ihnen verbundenen Wertsetzungen betrifft, diametral gegenüber. Es macht einen Unterschied, ob die Frage der Übersetzbarkeit sich am Maschinenmodell orientiert oder in menschlicher Kommunikation und Praxis beweisen soll. Das größte Problem liegt darin, ob das Maschinenmodell sich de facto und legitim auf die menschliche Praxis anwenden läßt.

Eine Analogie kann nicht von vornherein in Abrede gestellt werden. Wer Maschinen baut und bedient, denkt Maschinen und macht sich selber zur deren Funktion. Die Maschine und der Maschinenbauer haben mehr miteinander zu tun, als sie sich eingestehen. Und doch würden logisch-funktionelle Äquivalente als Grundlage der Verständigung mittels struktureller, semantischer und handlungsbezogener Invarianten menschliche Kommunikation nicht nur verändern, sondern vielmehr in einer Weise kanalisieren, die ihrer Aufhebung gleichkommt. Es müßte dann nämlich in verstärktem Maße ein invariant gesetztes Verhalten am Bewußtsein vorbei konditioniert werden, das einen solchen Typus von Beziehungen herstellt und stabilisiert. Eine solche Möglichkeit gibt es durchaus, und doch kann eine sich daran orientierende Utopie nur negativ sein. Mit der Sprachregelung müßte die Denkregelung und eine genaue Rollendefinition für alle Beteiligten einhergehen. Auch das gibt es, und doch würde sich bei der gesteigerten Ausschöpfung derartiger Möglichkeiten zeigen, daß nicht so sehr das bestehende theoretische Modell, als vielmehr die Implikationen und Konsequenzen seiner praktischen Realisierung zu dem Bedenken führen, eine Logik dieser Art sei möglicherweise eine verkappte Ideologie und der Durchsetzung von Herrschaftsinteressen dienlich.

Von daher gesehen, kann kein Gedanke rein theoretisch bleiben und muß über das Selbstverständnis die menschliche Wirklichkeit zwangsläufig mitbestimmen. Aber auch wenn die Logik eines solchen Machtverständnisses in den Köpfen der Menschen einen großen Raum einnimmt, bleibt sie in ihrer Reinform eine negativ besetzte Utopie. Das Modell scheitert in seiner theoretischen Ausarbeitung bereits daran, daß sich zwischen so gedachter Theorie und

darauf bezogener Praxis weder eine scharfe Trennung noch eine Übereinstimmung herstellen läßt. Theorien haben praktische Konsequenzen, und doch fügt sich keine Praxis je nahtlos der ihr zugrunde gelegten Theorie. Derselbe Theorie-Praxis-Bruch läßt sich aber auch von der anderen Seite her belegen. Auch wenn die sich selbst definierende und reflektierende Praxis theoriefähig und in irgendeiner Weise theoriebezogen ist, will die sich selber verstehende Praxis sich nicht gerne von der Theorie dreinreden lassen.¹⁵

Das Ganze läuft somit auf eine Dilemmastruktur hinaus. Auch wenn die Wertneutralität des theoretischen Modells – besonders wenn dieses gänzlich formalisiert ist – nicht in Frage gestellt wird, muß dieses sich doch vor dem Forum praktischer Subjekte und Aufgaben aus situations- und handlungsbezogenen Gründen eine Kritik gefallen lassen. Selbst wenn die Theorie als solche mit Praxis und Ethik nichts zu tun hat, muß sie sich praktisch bewähren und ethisch rechtfertigen lassen. Darin bekundet sich eine große Implikation, die nicht auf ethische Gründe angewiesen ist um sich geltend zu machen. Die durch Theorie mitbestimmte menschliche Denk- und Handlungslage wird im ganzen anders, und der hier vor sich gehende Umsetzungsprozeß kann nicht wertneutral vor sich gehen und folgenlos bleiben. Macht man also logische Konsistenz und Analytizität zum zentralen Kriterium eines Sinn- und Systembegriffs, so wird dieser unerachtet seiner Formalität auch die für empirische Sprach- und Sozialsysteme relevanten Aspekte abdecken wollen. Die Art und Weise der Beschreibung des Systems gerät so unter der Hand zu einer Regel für dessen Beeinflussung. Nun sind Systeme Wirklichkeiten zweiter Ordnung und d. h., sie müssen notwendig beschrieben werden, um zur Geltung kommen zu können. Der zunächst rein deskriptive logische Systembegriff erhält deshalb vermöge der für ihn konstitutiven Gleichschaltungstendenzen in seiner Anwendung auf empirische Zustände auch eine normative und durchaus praktisch werdende Bedeutung. Die im theoretischen Ansatz liegende Formalisierung verhindert nicht etwa diese praktische Konsequenz, sie kann deren Durchschlagen vielmehr noch verstärken, weil die konkreten Bedingungen und die Fragen der Legitimität durch die Formalisierung gleichsam ausgeblendet und in den Hintergrund gedrängt werden können.

Und doch liegt der Theorie an nichts mehr als an dem Bestreben, aus den Bindungen der Praxis freizuwerden¹⁶ und dem Denken wieder zu der ihm angestammten Macht zu verhelfen.. Eine „Erkenntnis die befreit“¹⁷ läßt sich nicht einfach an gegebener Praxis ablesen und ohne weiteres mit dieser verbinden. Daran läßt sich noch eine andere Art von Kritik an der Logik anschließen: daß diese sich aus ihrer praktischen Rückbindung an eine angestammte biologische Matrix noch gar nicht frei gemacht hat und die echte Mehrseitigkeit des Lebens deshalb weder sehen noch denken kann. Dazu muß die Logik sich selber erst noch befreien und das Repertoire ihrer Strukturgesetzmäßigkeiten erweitern. Eine andere „Logik der Wege“ ist gefragt,

¹⁵ Vgl. dazu meine in dieser Homepage aufgeführten Arbeiten „Über Sinn und Funktion der Schulpraktika in der 1. Phase der Lehrerbildung (Schulpraktika.pdf) und „Praktikanten gehen in die Schule. Die „Grenzstelle“ Schulpraktikum in organisationssoziologischer Sicht (Praktikanten.pdf).

¹⁶ Vgl. dazu den Theorie- und Philosophiebegriff Georg Mischs in seiner „Philosophischen Fibel“: Der Weg in die Philosophie. Eine philosophische Fibel (1926). 2., stark erweiterte Auflage Leo Lehnen Verlag München 1950, insbes. die beiden ersten Kapitel „Die Welt der natürlichen Einstellung und die Sicherheit des Daseins in der Beschränkung“ und „Der Durchbruch durch die natürliche Einstellung“ - und in Verbindung damit der Weg ins Unbetretene, nicht zu Betretende (vgl. den Gang zu den Müttern in Goethes „Faust“).

¹⁷ Diese Formel wird von Misch a. a. O. des öfteren verwendet, um einen Aufklärungszug des Denkens zu bezeichnen, der über die Aufklärung des 18. und 19. Jahrhunderts weit hinausgeht.

wie Misch sie ins Auge gefaßt hat. Die Logik der Wege hat andere Strukturbedingungen als die herkömmliche Wolfslogik, die an sich gegeneinander abschließenden und verteidigenden Positionen orientiert ist. In ihr geht es um einzelgängerische, trennende Lösungen, während geschichtliche Alternativen sich zwar den Rang streitig machen, als unterschiedliche „Wege“ aber nicht ausrangieren können. Auch im Dilemma und in der Aporie behalten die Wege ihr Recht.¹⁸

Der Suggestivität logischer Rationalität kann nicht widerstanden werden, solange man sich lediglich in deren eigener Denkform bewegt. Sobald man sich jedoch auf die wirklichen Sachverhalte einlassen will, wird sie problematisch und kommt eher einer Verfehlung und Verkehrung gleich. Das negativ-utopische Element ist der herkömmlichen Logik eingeschrieben, weil ihre Charakteristik selber durch Radikalität gekennzeichnet ist. So muß das „geschlossene System“, als gesellschaftliche Realität gedacht, den Wert einer Gegenutopie annehmen, weil und insofern in ihm die unterschiedlichen Ebenen des Lebenszusammenhangs und seine multizentrischen Perspektiven nicht mehr wahrgenommen und einbezogen werden können. Die Festschreibung der Handlungen und der darauf bezogenen Sprachfelder läßt keine Selbstdefinition und Selbstvermittlung mehr zu, die letztlich nur auf individueller Ebene geleistet werden kann und dazu einen nicht vordefinierte Freiraum braucht. Auch das logische Bild der Welt muß sich die Kritik gefallen lassen, mehr das Modell einer Gegen-Welt als das einer Lebenswelt zu sein. Die mit der Vergegenständlichung verbundene Grundannahme einer vom Erkennenden unabhängigen und gesetzmäßig zu beschreibenden Weltordnung läßt sich nicht auf die menschliche Lebenswelt anwenden, die einem kommunikativen Paradigma folgt und auf permanente Selbstaufklärung angewiesen ist.

Damit ist weder einer Weltbindung noch einer Weltflucht das Wort geredet. „Erkenntnis, die befreit“ (G. Misch) und eine von allen Bindungen frei gewordene geistige Energie ist nach wie vor das definierende Moment für den *Ort des Menschen* und unabdingbar für dessen Selbstbewußtsein.

2. Der kommunikative Charakter des Sprachprozesses

Geht man vom kommunikativen Charakter der sprachlichen Verständigung und Übersetzung aus, so gibt es kein „An sich“ des Textes und der Sprachbedeutung. Ein An sich müßte sich immer noch positional verrechnen lassen, gleich ob das Schema einpolig oder mehrpolig gedacht wird. Kommunikation macht sich aber von festen Bezugspunkten, seien es Ausgangspunkte oder Endpunkte, in ihrem Verlauf überhaupt frei, so daß es bei den nun eintretenden, nicht mehr verankerten Kreis- bzw. Spiralprozessen gar keine Rolle mehr spielt, wer die Sache einmal begonnen hat und wo sie ihr Ende finden wird. Damit wird auch die Frage der Schuldzurechnung obsolet. Nicht, daß es hier keine Agenten mehr gäbe. Die Fortsetzung und Rückkoppelung der Prozesse auf sich selber anonymisiert jedoch alle Autorschaft und macht das Geschehen in einem Sinne unpersönlich, in anderem Sinne aber auch schicksalhaft.

¹⁸ Vgl. dazu die von mir betreute Dissertation von Eleftheria Messimeri, *Wege-Bilder im altgriechischen Denken und ihre logisch-philosophische Relevanz.* Verlag Königshausen & Neumann Würzburg 2000 (Diss. Tübingen 1998).

Auch der in die Kommunikation eingespeiste Sinngehalt kann sich nun an keinem Bezugspunkt mehr festmachen. Bedeutung hat nun die Modalität einer Potenz, die vom Sprecher wie vom Hörer kraft eigener Kompetenz individuell realisiert werden muß und darin gleichzeitig als selbstwirkend erfahren wird. Was ich tue, geht über mich hinaus in nicht mehr zu überblickende Weiten. Auch die Rede von der Kontextualität der Bedeutung meint nicht lediglich ihren vielfach möglichen Bezug (einer Clusterbildung mit offenen Enden ähnlich), sondern darüber hinaus die Gebrochenheit und unpersönliche Geltung des Sinnes überhaupt. Der Sinn einer Rede ist potentiell wie aktuell gebrochen durch Situationen, Interessenlagen, Intentionen, Kontexte und konkrete Sprech- und Hörbedingungen, so daß gegenläufige, ja inkommensurable Tendenzen sich gleichzeitig geltend machen und ihre Klärung wiederum zu einer persönlichen Aufgabe wird. Das Ganze ist schließlich eingebettet in ein Feld, das einen fließenden, immer anderen Charakter hat und bei aller Möglichkeit des Zurückkommens auf sich und des Wiederaufnehmens eines Fadens nicht erlaubt, noch einmal am alten Ausgangspunkt zu landen. Man kommt zwar immer auf etwas zurück, aber es ist mittlerweile anders geworden.

Will man das so konzipierte Modell der Übersetzung bzw. des Sprachvorgangs formal fassen, so kommt man um die Logik vielfacher Gebrochenheit nicht herum und d. h. man muß zugleich von Übereinstimmung *und* Nichtübereinstimmung ausgehen. Mit diesem paradoxlogisch anmutenden, im Sinne einer Logik der Differenz bzw. der Disjunktion jedoch genauer zu fassenden Sachverhalt ist die eindeutige Projektion bzw. Rekonstruktion eines Vorganges unmöglich geworden. Dazu müßte Übereinstimmung als ausschließlich bestimmendes Prinzip durchgesetzt und Nichtübereinstimmung geleugnet werden. Der kommunikationstheoretische Ansatz ist mit dem logischen Ansatz unverträglich, solange Logik im herkömmlichen, identitätslogischen Sinne verstanden wird, insofern kommunikationstheoretisch von der Unaufhebbarkeit eines individualisierenden Faktors und der relativen Unbestimmtheit der Sprachfelder und Bewußtseinshorizonte als Bedingung und Agens der Kommunikation ausgegangen werden muß.

Der kommunikative „Fluß“ meint aber keineswegs Auflösung jeglicher Struktur und umschreibt vielmehr einen beständigen Wandel in der Art der Aktualisierung einer Strukturierung. Einpolige Ding- bzw. Subjektbegriffe oder zweipolige Beziehungsrelationen als Ausgangspunkte für Projektion und Interaktion sind formal anders strukturiert als polyzentrische Feldstrukturen und Prozeßverläufe, wie sie die Kommunikation bestimmen. Während im einen Fall auf die Individualisierung als *conditio sine qua non* der Herstellung von Gemeinsamkeit abgehoben werden muß, setzen die determinierenden logischen Strukturen zumindest in ihren Grundansatz immer noch die ‘ideale’ Gleichheit von Sprecher und Hörer und ein System von Äquivalenz- oder Homologiebeziehungen als vermeintlich objektive Grundlage für den Kommunikations-, Übersetzungs- und Verständigungsvorgang voraus. Dies gilt selbst dann noch, wenn sie einer nicht zu übersehenden Differenz Rechnung tragen müssen. Es darf aber nicht vergessen werden, daß derartige Systeme der durchgängigen Entsprechung auf allen Ebenen (der formalen, der semantisch-funktionellen und der stilistischen) ein Postulat enthalten, das in den natürlichen Sprachen gar nicht vorausgesetzt werden kann und auch nicht realisiert werden darf, selbst wenn die Hoffnung bestünde es auf lange Sicht erreichen zu können.. Kurz gesagt, können semantische bzw. kommunikative Beziehungen nicht in positional gebundene Äquivalenzbeziehungen transformiert werden, ohne das zu verlieren was

sie sind und leisten können. Die Ermittlung solcher Äquivalenzbeziehungen – unter der Voraussetzung, daß es sie gibt – würde für die weiterreichende Funktionalität der Sprache überhaupt keine Rolle spielen.

Damit ist auch der maschinellen Übersetzung der Boden entzogen, soweit diese mehr sein will als ein Hilfsapparat. Als Motiv für die „Überführung der Translation in den Bereich der (scil. logischen) Substitution“ wird von O. Kade angegeben: „Hauptanliegen der Übersetzungswissenschaft ist die Schaffung der Voraussetzungen für die uneingeschränkte Anwendung der Substitution als Realisationsform der Translation. Diese Zielsetzung ergibt sich allein schon daraus, daß die Substitution die maschinell am rationellsten ausführbare Realisationsform der Translation ist, weil sie sich ausschließlich auf der Basis strukturierter und daher relativ leicht formalisierbarer Beziehungen vollzieht.“¹⁹ Die maschinelle Bewerkstellung des Übersetzungsvorgangs setzt in der Tat eine logische Rekonstruktion der Übersetzungsgrundlagen und ein Inventar aller Bedeutungsbeziehungen voraus. Wie immer das technische Motiv und das daran geknüpfte Programm bewertet wird: es legitimiert nicht den darüber hinausgehenden Versuch, die Funktionalität der Sprache überhaupt in dieser Weise bestimmen und festlegen zu wollen. Wenn von vornherein fraglich ist, „ob bei der Substitution als der rein linguistisch faßbaren Realisationsform der Translation pragmatische Aspekte überhaupt Berücksichtigung finden können und wie sie in eine linguistische Beschreibung eingehen sollen“²⁰, ist mit der Annahme des Programms letztlich eine Entscheidung für die Maschine und gegen menschliche Kommunikation gefallen, deren Implikationen und Konsequenzen wohl bedacht sein wollen.

3. Sprachbedeutungen erfassen und bestimmen

3.1 Tiersprachen und menschliche Sprache

Daß auch Tiere eine Sprache haben und sich mit ihr verständigen können, ist unbestritten. Sie nehmen eher „Bedeutungen“ als „Dinge“ wahr und drücken durch ihre Lautsignale solche aus. Sie äußern darin ihre Befindlichkeit, teilen anderen etwas mit usw. Auch die tierische Umwelt ist dementsprechend eine „Welt von Bedeutungen“, die dem Organismus im Sinne eines korrespondierenden Systems entspricht. Umwelt und Organismus sind in verschiedenen Teilsystemen aufeinander eingespielt: einer Merkwelt, Wirkwelt, sozialen Welt, Geschlechtswelt, Nahrungswelt usw. Wenn Gleiches für den menschlichen Organismus und seine Umwelt gilt, stellt sich die Frage, ob es vom tierischen Lautsignal zum menschlichen Wort einen fließenden Übergang gibt, oder ob bei der Sprache des Menschen ein grundsätzlich neues Prinzip hinzukommt, das allererst zur Ausbildung ihrer spezifischen Leistung führt.

Informationstheoretisch betrachtet, scheint kein wesentlicher Unterschied zu bestehen. In beiden Fällen handelt es sich um komplexe Systeme zur Verarbeitung von Information, in denen Abstraktionsgrade enthalten sein müssen, um sich in einer fließenden Welt orientieren zu

¹⁹ O. Kade, Kommunikationswissenschaftliche Probleme der Translation. In: Beiheft II zur Zeitschrift 'Fremdsprachen': Grundfragen der Übersetzungswissenschaft, Leipzig 1968, S. 18.

²⁰ A. a. O., S. 19.

können. Eine erste Differenz bekundet sich in der größeren Plastizität und fast willkürlich erscheinenden Variabilität des menschlichen Information-processing-systems, das nicht wie die tierischen Systeme vorab festgelegt und in seinem Ablauf weithin ritualisiert ist.²¹ Vermittels ihres höheren Organisationsgrades und ihrer andersartigen Struktur verbindet die menschliche Sprache wachsende Komplexität mit größerer Vereinfachung und bildhafte Konkretisierung mit zeichenbezogener Formalisierung. Die in beiden Fällen notwendige Reduktion von Komplexität hinsichtlich der Wahrnehmungsgegebenheit verläuft beim Tier über „vorgefertigte“ Muster, beim Menschen über im Gehirn ablaufende Kreisprozesse, die ihn in die Lage versetzen, sich qua Ich und Selbstbewußtsein zu ergreifen und selber zum Selektionsprinzip zu machen. Herder hat dieses Moment des Innehaltens und auf sich Zurückkommens im Begriff der „Besinnung“ gefaßt, vermöge deren die spezifisch menschliche Verwendung des Lautzeichens als Name und Begriff in ihr Eigenes kommt.²² Mit der Fähigkeit zur „Besinnung“ und Reflexion überschreitet der Mensch die Grenzen der tierischen Lebensform und nimmt eine abständige Stellung zur Welt ein. Die daraus folgenden Leistungen sind über den expressiven Laut und den Ruflaut hinaus die Namengebung und das Sprachzeichen bis hin zur Schrift, das Wort und die Aussage im eigentlichen Sinn.

3.2 Mangel und Vorzug der Umgangssprache

Gegenüber dem logischen Erfordernis eines nach begrifflich verknüpften und nach vorausbestimmten Wahrheitswerten entwickelten Aussagenzusammenhangs erscheint die umgangssprachliche Äußerung als mangelhaft, vage, mehrdeutig, kontextabhängig und voller nicht ausgesprochener Konnotationen. Sie ist mehrbödiger übertragend und nicht linear verknüpfend, mehrfunktional und nicht eindeutig zu machen. Äußerungen werden verstanden auf der Grundlage bestimmt-unbestimmter Voraussetzungen, vermöge deren die menschliche Sprache sich auf sich selber zurückbezieht und „rückwendig-produktiv“ (Misch) wird. Der Nichtanfänglichkeit entspricht die Unabschließbarkeit und der ineins transzendierende und inzendierende Charakter des Sprachprozesses, der über seine Selbstreproduktionsvorgänge hinaus schöpferisch wird.

Die „Vagheit“, für den Logiker ein Ärgernis, ist dabei kein zu beseitigender Mangel, sondern eine notwendige Voraussetzung, ohne die die Sprache nicht leisten könnte was sie vollbringt. Auf der Grundlage einer vollen Explizitheit ihrer Elemente und Strukturen könnte sie gar nicht arbeiten. Auch wenn die Sprache dazu nötigt, ihre grammatischen Formen als „Muß-Vorschriften“ einzuhalten, wird dieses „Muß“ für die Entwicklung des Sprachzusammenhangs und der mit ihm verbundenen Bedeutungen nicht tragend. Für das Sprechenkönnen charakteristisch ist vielmehr die Fähigkeit, Details zu verlieren und Verlorenes wieder zu rekonstruieren. Die Sprache gibt Hinweise auf entlastende „Abkürzungen“ von Prozessen des Durchlaufens und macht gleichzeitig ihre Integrationsleistungen davon abhängig. Dem entsprechen Formen der Potentialisierung, Horizontbildung und Kontextverschmelzung. Die Formen der Potentialisierung bedingen wiederum die Möglichkeiten zur Aktualisie-

²¹ Von daher gesehen, erscheint die Tiersprache ‘logischer’ als die Sprache der Menschen.

²² Herder

rung. Unveränderliche Bedeutungsradikale („Wurzeln“) und komplexe Bedeutungsintegrale (Sinnzusammenhänge) verbinden sich darin auf eigenartige Weise. So gibt es eine im Sprachprozeß aktiv werdende Simultaneität der Bedeutungen, wiewohl die Sprechfolgen selbst und die ihnen zugrundeliegenden grammatischen Muster linear-sequentiell sind. Die Bedeutungsintegrale erlauben es wiederum, den Sprachzusammenhang im ganzen als ein nicht-linear verknüpftes Netzwerk (als „Textur“ bzw. Text) zu betrachten, wobei die zu verknüpfenden Einheiten in sich bereits Netze und nicht-isolierten Stränge sind. Es besteht somit gar keine Notwendigkeit, sich auf Linearität als Bedingung der Funktionalität festzulegen.

3.3 Die Verschränkung von Individualisierung und Verallgemeinerung

Die gesprochene und geschriebene Sprache individualisiert und verallgemeinert zugleich. Weder gibt es in ihr die Möglichkeit zu einer völlig isolierten „Privatsprache“, noch läßt sich eine rein öffentliche Sprache ausbilden. Es gilt vielmehr immer beides zugleich: Die Umgangssprache wird sozial normiert und verlangt gleichzeitig eine Modifikation durch den einzelnen Sprecher. Individuelle Sprachkompetenz und kollektive Durchschnittsbedeutung sind gleich unentbehrliche Grund- und Grenzfunktionen eines sich zwischen beiden Polen entwickelten Sprachkörpers, der nur dann lebendig bleibt, wenn er mit beiden Polen verknüpft ist und ihren beständigen Austausch ermöglicht. Der Sprachprozeß geht immer nach beiden Richtungen zugleich. Auch das durchschnittliche Verständnis muß als eine „potentielle“ Bedeutung je individuell realisiert und die individuelle Äußerung an jenes allgemeine Verständnis angeschlossen werden. Auch wenn der einzelne Sprecher darauf verzichtet, einen vorgegebenen Sprachgebrauch zu modifizieren, kann er nicht umhin, ihn selber zu realisieren.

3.4 Kommensurabilität und Inkommensurabilität von Bedeutungseinheiten

Die Beziehung der sprachlichen Einheiten (Wortbedeutungen, Sätze, Reden, Werke usw.) verbindet auf ‚dialektische‘ Weise (was immer dieses Stellvertreterwort bedeuten mag) das Prinzip der Übereinstimmung mit dem Prinzip der Nichtübereinstimmung, formal gesprochen Identität mit Differenz. Die Sprache *beschreibt* und *benennt* nicht nur und das heißt, sie stellt ihre Entsprechungen nicht über eindeutige Referenz und identische Substitution her, sondern vermöge ihrer Fähigkeit zur Abwandlung auf der Basis einer Nichtentsprechung. Sprachlichen Einheiten sind kommensurabel (miteinander vergleichbar, aneinander „meßbar“) und inkommensurabel zugleich (ohne gemeinsames Maß, ohne rationalen Zusammenhang). Der Sprachzusammenhang ist auf eine Weise dimensional „gebrochen“, vermöge deren er Potentialität und Aktualität, Möglichkeit und Wirklichkeit, Allgemeines und Besonderes gleichermaßen zu umgreifen und ins Verhältnis zu setzen vermag. Im Sprachvorgang spielen die unterschiedlichen „Dimensionen“ ineinander und öffnen dadurch allererst den Raum der Verständigung.

3.5 Selbstreflexivität und Selbstthematization der Sprache

Die Sprache hat und gibt ein „*Selbstgefühl der eigenen Tätigkeit*“ (Gehlen²³); sie führt sich als „*ein sich entwickelndes Ganzes*“ (Humboldt²⁴) selbst weiter. Auf sich zurückkommend, setzt sie sich selbst voraus, zeigt sie sich an, erzeugt sie den Reiz zu ihrer eigenen Fortsetzung und bildet sich darin selbst weiter. In alledem ist sie selbstthematizing, selbststeigernd und selbsterfüllend. Indem sie gibt, gibt sie sich selbst zurück. Dieser offene Doppelkreislauf geht nicht ins Blaue und verliert sich nicht im Nirgendwo, es sei denn der Faden reißt ab.. Indem der Sprecher Sprache aufnimmt, selektiert und expliziert, konzentriert er sich auf einen Skopus, den er bei alledem verfolgt. Nur die so konzentrierte Sprache verfällt nicht der Leier und spult sich nicht wie von selber ab. Ihr Prozeß kommt nicht im Sinne sekundärer Wiederaufnahme auf sich selber zurück und ist vielmehr Sprachbildung nach vorwärts und rückwärts zugleich.

Damit hängt zusammen, daß Sprechen grundsätzlich heißt: *zu Sprechern mit der Sprache über Sprechendes sprechen*. Auch wenn die Sprache dabei durchaus einen gegenständlich oder sinnbezogen fokussierenden Bezug nach außen hat und dessen Spur verfolgt, bleibt sie bei sich und hört sie sich. Die Sprache wird zu ihrer eigenen Metasprache, indem sie sich selber interpretiert und dabei immer auch bereits voraussetzen muß. In dieser rückwendig-produktiven Bewegung ist sie in jedem Moment die „ganze“ Sprache und zugleich „unfertig“ auf ihre Voraussetzungen und möglichen Fortsetzungen hin.

Der grundsätzlichen Doppelrichtung entspricht die Teilung und Verbindung des Hörens (auch im Sinne des Sich-Hörens) und Sprechens (als eines Sich-Sprechens). Als ineins subjektive und objektive Gegebenheit ist die Sprache sich immer doppelt gegeben. Dem entspricht die doppelsinnige Fassung des Verstehens als „Verstehen eines Verstandenen“, die nicht nur das mitgebrachte Vorverständnis²⁵ betrifft, sondern auch das Sprechen über den „schweigenden Bezug“ in seiner „entfremdeten Intimität“ noch kennzeichnet.²⁶ Paradoxe Formulierungen legen sich hier nahe und werden – richtig interpretiert – zu einem prägnanten Ausdruck des in Frage stehenden Sachverhalts.

4. Sprache und Handlung

4.1 Die Kritik am behavioristischen Modell des Sprachlernens

Es gibt vielfältige Versuche, die Sprache unter dem Aspekt des Handelns zu beschreiben, sei es performativ als „Sprechakte“²⁷ bzw. „Sprachhandlungen“ oder unter dem Aspekt der

²³ Vgl. Arnold Gehlen, *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. 7. Auflage Athenäum Verlag Frankfurt a. M. Bonn 1962.

²⁴ Humboldt

²⁵ Vgl. mein Büchlein über „Verständnis und Vorverständnis. Subjektive Voraussetzungen und objektiver Anspruch des Verstehens“. *Neue deutsche Schule Verlagsgesellschaft mbH Essen 1965* (neue pädagogische Bemühungen 22), in dieser Homepage unter dem Dateinamen *Verständnis.pdf* zu finden

²⁶ Vgl. A. Gehlen, *Der Mensch*, a. a. O., S. 166.

²⁷ Vgl. John R. Searle, *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay* (engl. 1969), Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M. 1971 (stw 458) und John L. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte* (How to do things with words), Verlag Philipp Reclam jun. Stuttgart 1972 (Universal-Bibliothek Nr. 9396-98)..

Sprachdispositionen. Im Sinne einer behavioristischen Reduktion hieße das, Sprachdispositionen als Verhaltensdispositionen zu begreifen und die Bedeutung als ‘stimulus meaning’ auf ein dem entsprechendes ‘response’-Verhalten zurückzubeziehen.²⁸ Dafür spricht, daß die Sprache Verhalten durchaus übernehmen und in einem Sinne auch ablösen, mit Gehlen gesprochen „entlasten“ kann. Durch die sprachliche Vorschematisierung des Verhaltens wird nicht nur dessen Intentionalitätsbereich erweitert, sondern auch eine vielfache Abkürzung im Durchlaufen ermöglicht. Ineins Gesagtes und Getanes evoziert wiederum ein Antwortverhalten und erlaubt es, dieses seinerseits zu thematisieren und zu explizieren.

Sprachlernen im Stimulus-response-Modell würde bedeuten, Lautäußerungen auf bestimmte Reize hin zu dekodieren und den daraus entnommenen Sinn wiederum zu kodieren. Daß diese Vorstellung des Sprachlernens inadäquat ist und für sich allein genommen auch gar nicht funktionieren kann, liegt nach allem Gesagten auf der Hand. Daß die Sprache *lehrt* und daß man vermöge ihrer *belehren* und *belehrt werden* kann, ist im Stimulus-response-Modell nicht erklärbar und denkbar.

Das auch der Sprache zugrunde gelegte Verhaltensmodell setzt voraus, daß vorgegebene dispositionale Strukturen (patterns) die Reize selektieren und zwischen stimulus und response eine Verkoppelung hergestellt ist. Die Verhaltensforschung geht davon aus, daß die dazu erforderlichen, intern vermittelnden Zwischenglieder nicht unmittelbar zugänglich sind und – bei gegebenen situativen Bedingungen und Auslösern – über äußere Regelmäßigkeiten des Verhaltens indirekt erschlossen werden müssen. Was in der „black box“ an Vermittlungsprozessen geschieht, läßt sich interpolieren, aber auch übergehen, wenn die Verhaltenssequenzen festgelegt sind. Wo man den Inhalt der „black box“ nicht kennt, überläßt man das Einspielen dem ‘trial and error’-Verfahren und kann das erreichte Produkt über den Zirkel von Hypothesenbildung, prognostischer Verallgemeinerung und erneuter Konstatierung auch wieder korrigieren.

Und doch bedarf es bei alledem der Spielräume, weil in einer fließenden Welt die beiden Seiten nicht überhaupt miteinander kurzgeschlossen sein können. Auch ist, was in den Spielräumen spielt, nicht überhaupt dem Zufall überlassen. In Wirklichkeit ist das Erfassen sprachlicher ‘patterns’ gar kein versuchsweiser hypothetisch-deduktiver Prozeß, von dem man annimmt daß er sich in Verbindung mit bestätigender oder falsifizierender Erfahrung selber herstellt und korrigiert. Die Sprache und ihr Sprecher geht hier bewußter vor. Auch wenn Bedeutungen nicht in sich selbst evident sind und erschlossen werden müssen, ist ihre Konjektur selbst wiederum bedeutungsgeleitet und nicht wie beim ‘trial and error’-Verfahren dem ‘blinden’ Zufall überlassen. Wo Bedeutung sich nicht antizipieren läßt, leitet die unbewußte Bedeutung den Griff nach der bewußten Bedeutung. Bedeutungen, Kategorien, Regeln usw. werden auf diese Weise gleichsam *en passant* miterfaßt und mitgelernt. Dies mag die Verallgemeinerung wiederholt auftretender stimuli und responses einschließen, ist aber nicht in jedem Falle auf sie angewiesen.

Dem entspricht das Auffassen und Verstehen gehörter Sprache. Die Bedeutung selber ist nicht „patterned“. Der Sinn wird der Äußerung entnommen, ohne daß dazu die einzelnen Sprach-elemente für sich aufgefaßt und dekodiert werden müßten. Für den Sprecher sind die Bedeu-

²⁸ Vgl. B. F. Skinner, *Verbal Behavior*. New York 1957.

tungen vorgängig und werden keineswegs nachträglich beigefügt oder von der Lautproduktion abgezogen. Man ist im Hören „direkt“ beim Sinn bzw. bei der Sache und folgt nicht den einzelnen Lauten, die ohnehin darin aufgehen, Sinnträger zu sein und gar nicht für sich in Erscheinung treten. Die Bedeutung *als solche* ist thematisch gegeben und leitet den ganzen Vorgang, wobei der äußere Stimulierungsprozeß zwar anregt und begleitet, im hörenden Verstehen und Antworten aber auch bereits übersprungen ist.

Bedeutungen sind für den ‘Gegenstand’ selbst als solchen konstitutiv. Man sieht und hört von vornherein „im Lichte von Bedeutungen“ und nimmt das Gesprochene wie seinen Gegenstand in diesem Licht auf. Das Selegieren, Kategorisieren und Verstehen ist die *erste* Sprachtätigkeit, die ihre Bedeutungen nicht von äußeren Gegebenheiten „abzieht“ (abstrahiert), sondern sich umgekehrt in diesen verkörpert. Das primär Gegebene ist die Bedeutung, und erst sekundär wird ihr Träger (der Sprachleib, der verhandelte Gegenstand, das Wahrgenommene usw.) aus der Bedeutung-im-Entstehen herausgelöst und kann dann auch im Sinne eines an sich bedeutungsfreien „Materials“ verwendet werden.

4.2 Die Verkörperung von Bedeutung im Handeln

Die „verstandene Welt“ ist verkörpert im Leib und wird eingebettet in Traditionen und Lebensformen, in den praktischen Umgang und in die gelingende Kommunikation. Die Bedeutung erscheint von daher als Resultat eines kommunikativ erfolgreichen Zeichenverhaltens und ist nicht unabhängig vom Sprachgebrauch bzw. den einzelnen Verwendungsmöglichkeiten gegeben. In der Bedeutungshaltigkeit bündeln sich vielfach verwobene Stränge eines vielfältig facettierten Sprachgebrauchs, ohne daß man bezüglich der Einzelbedeutungen von durchgängigen Merkmalen und „Identitätslinien“ ausgehen müßte. „Familienähnlichkeiten“²⁹ genügen, um die verschiedenen Verwendungsweisen eines Wortes zusammenzuschließen. Da das der Verwendung zugrundeliegende Regelsystem unbewußt ist, kann man nicht einmal sagen, wie es beschaffen ist und ob es überhaupt ein solches gibt. Ein Sprachgebrauch kann aus diesem Grunde nur *beschrieben*, nicht aber *erklärt* werden.³⁰

Wittgenstein spricht in diesem Zusammenhang von einem „Paradox“ der Regelung. Im § 201 der „Philosophischen Untersuchungen“ heißt es: „Unser Paradox war dieses: eine Regel könnte keine Handlungsweise bestimmen, da jede Handlungsweise (scil. ihrerseits wieder) mit der Regel in Übereinstimmung zu bringen sei.“ Eine Regel anzuwenden verlangt sie zu deuten, wobei die Deutung der Regel in dieser selbst (wenn es überhaupt eine Regel gibt, was man nicht wissen kann) nicht enthalten ist. Eine in der Tat paradox anmutende Konsequenz daraus ist: Wir folgen der Regel *grundlos* und müssen deshalb auch ihre ‘anormalen’ Interpretationen zulassen. Es könnte nämlich sein, daß in Wirklichkeit alles auch noch eine andere Bedeutung hat als die, von der wir ausgegangen sind. Dasselbe läßt sich natürlich auch von Bedeutungen sagen, von denen man sich leiten läßt. Man muß sie selber anwenden und folgt ihnen auch dann noch grundlos, wenn man vertraut mit ihnen ist und sie zu kennen glaubt.

²⁹ Vgl. Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, S. 56 ff, 156 ff. u. ö.

³⁰ Vgl. zum Paradox der Regelung Saul A. Kripke, Wittgenstein über Regeln und Privatsprache (1982), Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M. 1987.

Gleiches gilt für das Hören und Gehorchen, das damit – und auch dies ist eine paradoxe Konsequenz – *in seine eigene Freiheit gestellt ist*.³¹

Voraussetzung für die Möglichkeit des Verstehens von Bedeutung ist für Wittgenstein dann letztlich nur noch eine „gemeinsame menschliche Handlungsweise“ und in Verbindung damit ein innerhalb bestimmter „Sprachspiele“ situativ gegebenes Bezugssystem. An diesen Rückbezug auf eine bestimmte Lebensform und Handlungsweise, die als Verständigungsbasis fungiert, läßt sich ohne Zwang die pragmatische Maxime von Charles Sanders Peirce anschließen: „What a things means, is simply what habits (of action) it involves.“³² Sprachbedeutungen werden letztlich praktisch vermittelt über ein Handeln, das sie verkörpert (bzw. involviert) und über das sie ihrerseits wiederum definiert werden können. Das Verstehen liegt im Vollzug eines praktischen Könnens, das die Bedeutung bzw. das Verständnis selbst realisiert, indem es sie in sich aufnimmt.

Und doch ist auch hier – gerade in der immer wiederkehrenden paradoxen Formulierung – die konstitutive *Zweiseitigkeit* des Sachverhalts unübersehbar: „Die Realität wird in dem Maße *geschaffen*, wie sie *untersucht* wird.“³³ Beides gleichzeitig geltend zu machen verlangt, eine *Differenzformel* mit einer *Indifferenzformel* zu verbinden, wie Leibniz sie in seinem *principium identitatis indiscernibilium* (dem „Prinzip der Identität des Nichtunterscheidbaren“ – aber Differenten) formuliert hat. Pragmatisch umformuliert heißt das: Bedeutungsunterschiede sind nur soweit anzunehmen, als praktische Differenzen feststellbar sind. Was auf diese Weise nicht zu unterscheiden ist, muß als indifferent gelten.

Zu wenig berücksichtigt bleibt in diesem, die Sprache mit dem Handeln verklammernden Modell der „transzendierende“ Charakter des Sprachzusammenhangs, der, indem er auf sich selbst reflexiv ist, möglicherweise auch ganz unabhängig von praktischen Verwendungen bzw. Veränderungen einen Bedeutungswandel hervorbringen kann. Die Sprache arbeitet an sich selbst und kritisiert sich selbst, sie wird nicht nur gleichsam von außen bearbeitet und kritisiert. Mit anderen Worten ist Differenz und nicht Übereinstimmung das für sie konstitutive Prinzip. Während Lebensformen und praktische Situationen der Wiederholung unterliegen und eine gewisse Homogenität annehmen, ist es ein Charakteristikum der Sprache, die verschiedensten Bedeutungen und Bezugssysteme einander so zuzuspielen, daß sie sich auch *ohne* fixierten Skopus treffen und gegenseitig sowohl durchkreuzen als auch erfüllen können. Der „Raum“ bzw. die „Sphäre“ der Bedeutung ist grundsätzlich mehrdimensional. Auch wenn der sprachliche Bezug situationsbezogen ist und handlungsabhängig wird, bleibt er konstitutiv mehrsinnig, insofern ein und derselbe Sprachgebrauch auf den verschiedensten Ebenen anspricht, in unterschiedlichen Hinsichten und Rücksichten spielt und Inkonsistenzen bzw. Brechungen ebenso hervortreibt, wie er damit verbundene Einigungsphänomene zustande

³¹ Vgl. dazu meine Abhandlung „Vom beherrschenden Raum des Sehens zum gelebten Raum des Hörens. Geistesgeschichtliche Reminiszenzen zum bedeutendsten Übergang in der Menschwerdung des Menschen.“ Erschienen in: Christoph Ertle und Hartmut Flechsig, Ganz Ohr, ganz Auge. Zugangswege zu musikalischen Bezugfeldern in Schule und Lebenswelt, Schneider Verlag Baltmannsweiler-Hohengehren 1997, S. 46-91 (auch in meiner Homepage zugänglich gemacht).

³² Vgl. die verschiedenen Formulierungen der pragmatischen Maxime bei Ch. S. Peirce, Collected Papers (Harvard University Press Cambridge/Mass.) 1934 ff.) Vol V, p. 402, 422, 438.

³³ Das von mir kursiv hervorgehobene Paradoxe an dieser Formel von Sebac kennzeichnet in der Tat den Forschungsprozeß und wäre höchst aufschlußreich für weitere erkenntnistheoretische Folgerungen. Der darin liegende Zirkel kann keineswegs nur geschlossen und selbstbestätigend sein.

kommen läßt. Der Bezug der verschiedensten Verwendungsweisen aufeinander und das Verhältnis der Sprachspiele untereinander ist nicht bestimmt anzugeben, für die Sprachverwendung aber ebenso konstitutiv wie die an Situationen und Handlungsweisen festgezurrten Sprechweisen und ihre Bedeutung bzw. Bedeutungsdivergenz. Auch in der wohldefinierten Situation gibt es nicht die *eine* korrekte Verwendung. Daß die Sprache sich vergreift, etwas verwechselt oder überspringt, voreilig abschließt und insgeheim manipuliert etc., ist für den Prozeß der Sprachartikulation ebenso konstitutiv wie die erwünschten Formen der Übertragung. Auch die sich selbst festlegende „stimulus meaning“ ist nicht bloß reproduktiv und erweist sich (wenigstens teilweise) immer noch als ein sich aus sich selbst speisender und wiederum öffnender Prozeß. Auch die Maurer kommunizieren miteinander und arbeiten nicht nur zusammen. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Öffnung und Erfüllung der Bedeutungshorizonte durch den sprachlichen Prozeß allein zustande kommt.

4.3 Die Verkörperung der Bedeutung in der Sprache

Indem die Bedeutung sich in der Sprache selbst verkörpert und sich so über den konkreten situativen Handlungsrahmen hinaus einen eigenen Leib schafft, wird sie nicht nur gefaßt, sondern gewinnt ein Eigenleben, das wie alles Eigenleben zwar auf den äußeren Bezug angewiesen bleibt, aber doch nicht von ihm abhängig gesetzt werden kann. Die Verkörperung der Bedeutung im Handeln und in der Sprache nimmt ihr nicht ihr Eigenleben, sondern gibt es ihr zurück und läßt sie überhaupt erst zu sich kommen. Was schläft will erweckt sein, und was geboren werden will muß sich dazu verkörpern. Die Sprache repräsentiert nicht abstrakt, sondern als „konkrete Theorie“ und verhilft den Dingen zu ihrer Aussprache, indem sie deren Bedeutung verkörpert. Peirce spricht von der konkreten Repräsentation in dem Sinne, daß der Mensch und sein Gedanke selbst ‘Sprache’ sei: „My language is the sum total of myself: man-sign, thought-sign.“³⁴

Damit hängt das Problem des unvermeidbaren „Sprachrealismus“ zusammen. Die Beziehung der Sprache auf eine äußere Wirklichkeit ist eine „Reifikation“ der Sprachbedeutung in dem Sinne, daß sie ihre Bezugspunkte nach außen versetzt. Zwar läßt sich die Trennung des Sprachsystems und einer vergegenständlichten Wirklichkeit denken, aber nicht konkret vollziehen. Die motorischen, emotiven und kognitiven Systeme des menschlichen Organismus, seien sie bewußt oder unbewußt, lassen sich nicht vom Sprachsystem trennen, das mit ihnen und mit dem sie unlösbar verbunden sind. Der *ganze* Mensch ist, wie Peirce meint, als solcher ein „Sprachorganismus“. Er regiert sich und befreit sich aus der Abhängigkeit, indem er sich selbst versprachlicht und darin zugleich konkret organisiert. In gleicher Weise sprachlich verfaßt ist die Wahrnehmung und das Denken, das Handeln und die eigene Existenz.

³⁴ Vgl. Ch. S. Peirce, Collected Papers, insbesondere die Schriften in Vol V, wo Peirce sich zur Geschichte und zum Begriff des Pragmatismus äußert und dessen erkenntnistheoretische Prinzipien entwickelt. Vgl. insbesondere die Abschnitte Thought-Signs (pp. 169 ff.) und Man, a Sign (pp. 185 ff.). Die Verallgemeinerung dieses zeichentheoretischen Zugangs lautet: „Universe being precisely an argument“ (a. a. O.; p. 75), d. h. eine symbolisch zu verstehende, aktiv wirksame Formel und als solche eine Kategorie der „Thirdness“, die seiner Meinung nach zugleich mental und real, direkt wahrnehmbar und experimentell verifizierbar ist (vgl. 127 ff.). Nicht nur die Dinge, sondern auch ihre Beziehungen gelten im Sinne des radical empirism als real erfahrbar.

Der Organismus denkt und spricht als ganzer. Damit hängt zusammen, daß die Sprachsphäre beim Sprechen und Schreiben total und nicht nur je partiell mobilisiert wird. Die Sprache spricht aus dem Ganzen in das Ganze hinein, nicht in isolierten Feldern und linearen Strängen. Die Bedeutungssphären bzw. Bedeutungsfelder werden im ganzen angeregt und können nur dadurch auch selektiv aktualisiert werden. Durch die Verkörperung der Bedeutung in der Sprache wird sie zu einem sich selbst entwickelndem System, das sich selbst thematisiert, programmiert, steuert, reflektiert und darin fortschreitend ausbaut.

Die Sprache ist so, mit Hegel gesprochen, einerseits die *Vermittlung*, die sich als solche begreift, auf der anderen Seite aber ist sie eine *werdende Unmittelbarkeit*, vermöge deren sie zum Medium der Außenbeziehung und zum erschließenden Organ der Anschauung und Erfahrung wird. Sie ist „Vermittlung des Unmittelbaren“ in der doppelten Lesart dieser Formel, indem sie das Unmittelbare ebenso in sich aufhebt wie durch sich selbst erst konstituiert. Nur so wird Sprache über einen *Reflexionsprozeß* hinaus zu einem originär schaffenden wie reproduktiven *Bildungsprozeß*, in moderner Ausdrucksweise zu einem lernenden und lehrenden Lernsystem (learning-set).

5. Das Auffassen und Verstehen von Bedeutung

5.1. Sinnimmanenz und Sinntranszendenz

In der Struktur des hermeneutischen Zirkels: der wechselseitigen Erhellung von Gegebenem und Impliziertem bzw. Vorausgesetztem, ist nicht nur das Moment der Anfangslosigkeit des Verstehens, sondern auch dessen selbstrückbezüglicher Charakter auf den Begriff gebracht. Daß Verstehen ein Verstandenhaben impliziert und sich insofern selbst thematisiert und expliziert, ohne dabei auf schlechthin gegebene Voraussetzungen außerhalb seiner selbst angewiesen zu sein, kann jedoch auch dazu führen, daß der Sprach- und Verstehensprozeß sich in sich selbst abschließt und den lebendigen Kontakt mit der Wirklichkeit verliert. In derselben Struktur der Selbstreferentialität ist aber auch die Möglichkeit begründet, vorgegebenes Verstehen aufzubrechen und in der ausdrücklichen Aneignung zu überschreiten. Dementsprechend nimmt der Zirkel eine geschlossene oder eine offene Form an.

Mit dem Hinweis auf den immanenten wie transzendenten, sich in seiner unbestimmten Totalität aussprechenden oder auch dagegen abdichtenden Verstehenshorizont soll nicht geleugnet werden, daß die Erfassung sprachlicher Bedeutung, so sehr diese in und aus der Sprache verstanden werden wollen, immer auch eine nicht-sprachlich vermittelte Bekanntheit mit der „Sache selbst“ voraussetzt und auf die entsprechenden Erfahrungsqualitäten angewiesen ist. Aber auch in diesem Fall umgreift die Sprache noch ihr eigenes Außerhalb, so daß sich ihr Sinn gleichzeitig nach beiden Richtungen spiegelt. Dem entspricht der konstitutive Doppelsinn des Wortes „Sinn“: „Sinn“ des Redens und „Sinn“ qua Wahrnehmungsorgan sind insgeheim schon längst übereingekommen, bevor ihre Trennung überhaupt als möglich erscheint und zum Bedürfnis wird.

Daß Bedeutungen nicht nur identifizierend, sondern auch horizontbildend sind und die verschiedensten Horizonte in sich aufnehmen, macht die in der natürlichen Einstellung gegebene

Welt *im ganzen* zur „verstandenen Welt“ – jedenfalls wird sie in dieses Licht getaucht. In ihr verknüpfen sich Tradition und Lebensform, praktischer Umgang und gelingende Kommunikation zu einem *pluraletantum* der Stimmigkeit *trotz* Unstimmigkeit und Widersprüchlichkeit. Nicht nur das Erfassen der Bedeutungen durch den Sprachgebrauch (das „aus der Sprache lernen“), sondern auch die Selbsttranszendenz des Sinns (sich manifestierend in Bedeutungsveränderung und Sprachkritik) erscheinen von daher als ein sprachimmanentes Phänomen, das sich gleichzeitig nach zwei Seiten hin auslegt und diese wiederum miteinander verknüpft. Wie das geschieht ist nicht durchschaubar, denn leitend dafür wird die Sinnredundanz bzw. der Sinnindruck *in Verbindung* mit Sinnmangel und letztlich Sinnleere. Die Diskrepanz des „unendlichen Sinns“ zum „bestimmten Sinn“ und zum „leeren Sinn“ bedingt wiederum die Unschärfe des Sinnhorizonts und versieht auch das Verstandene mit einem Hof von Unbestimmtheit. Treibend für das sich so Bestimmende wie der Bestimmung Entziehende wird der Kontrast des „Eigenen“ und „Fremden“ bis hin zur Koinzidenz des „Sinns“ mit dem „Ohne Sinn“. All dies sind unverzichtbare Modalitäten, in denen sich ein grundsätzlich mehrdeutiges und interpretationsbedürftiges Beziehungsverhältnis artikuliert, bricht und immer neu konstituiert.

Entscheidend ist dann aber die Frage, wie der zwischen unbestimmbaren Polen oszillierende Verstehenszirkel von Produktion und Reduktion, von Explikation und Implikation, von Ausdifferenzierung und erneuter Einschmelzung, von erzwungener Linearität und erweiterter Kontextualität, mit Hegel gesprochen von Vermittlung und Unmittelbarkeit ins Offene und Freie gebracht werden kann. Wodurch schließen sich Sinnhorizonte und bedeutungstragenden Lebensbezüge ab, und worin brechen und öffnen sie sich wieder?

5.2 Überlegungen zum Spracherwerb des Kindes³⁵

Der Test auf ein zureichendes Verständnis der Sprache liegt im Verstehen des *primären Spracherwerbs* durch das kleine Kind. Verglichen wird damit oft die Tätigkeit des Ethnologen bei der Erfassung einer fremden Kultur. Wo der *Ethnologe* eine bislang unbekannte Sprache erstmals übersetzt, tut er dies aber immer noch mit dem insgeheimen Bezug auf die eigene Muttersprache, die er schon beherrscht und mit deren Hilfe er die Bedeutungen der fremden Sprache zu rekonstruieren versucht. Die Beschreibung einer fremden Sprache durch einen bereits kompetenten Sprecher ist insofern etwas anderes wie das erste Lernen der Sprache durch das kleine Kind.

³⁵ Vgl. dazu René Spitz, Ja und Nein. Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. Klett Verlag Stuttgart o. J.; Basil Bernstein, Soziokulturelle Determinanten des Lernens mit besonderer Berücksichtigung der Rolle der Sprache. Sonderheft 4 der Kölner Zeitschrift für Sozialwissenschaft und Sozialpsychologie, Köln und Opladen 1959; Joseph Church, Language and the Discovery of Reality. Vintage Books. A Division of Random House New York 1961 (deutsch: Sprache und die Erforschung der Wirklichkeit, Frankfurt 1971); Frank Smith and George A. Miller, The genesis of language. A psycholinguistic approach. The Massachusetts Institute of Technology Press Cambridge Mass. 1966; Hans Ramge, Spracherwerb. Grundzüge der Sprachentwicklung des Kindes. 2. überarbeitete Auflage Max Niemeyer Verlag Tübingen 1975 (Germanistische Arbeitshefte 14); M. M. Lewis, Language, Thought and Personality (deutsch: Sprache, Denken und Persönlichkeit im Kindesalter, Düsseldorf 1970), wo davon ausgegangen wird, daß das Kind „der geborene Sprecher in einer Welt von Sprechern“ ist.

Und doch steht die Erforschung des kindlichen Spracherwerbs vor einem ähnlichen Problem. Die Annahmen, wie Kinder sprechen lernen, hängen ab von den Theorien, die man sich dazu gebildet hat, und diese hängen wiederum davon ab, als was man die Sprache sieht und denkt. So war z. B. durch die Vorschulbewegung ab Mitte der 60er Jahre die Aufmerksamkeit auf die sozio-kulturell bedingten Sprachbarrieren und Sprachdefizite³⁶ gelenkt worden, die man mittels kognitiver Trainingsprogramme möglichst frühzeitig zu beheben versuchte. Dabei stellte sich heraus, daß nicht das pattern-Training und die Wortschatzübungen, sondern der emotionale Bezug zum Trainer der für den Sprachfortschritt ausschlaggebende Faktor war. So kam man zu der Auffassung, daß mit Sprachförderung nicht das Einüben von Satzstrukturen, von bestimmten Sprachmustern und einem isolierten Wortschatz gemeint sein kann. Die Fundamente mußten schon tiefer gelegt werden, wozu die Tiefenpsychologie und die Psycholinguistik wertvolle Einsichten beigetragen hat.

Eine anregende Umgebung mit viel sprachlicher Kommunikation in Verbindung mit dem Prinzip der Nachahmung allein tut es aber auch nicht. Entsprechend unserer empiristischen Tradition liegt es nahe, dem ersten Erfassen von Sprachbedeutungen situativ gegebene Kontexte zu unterstellen. Daß das Kind Sprachbedeutungen in konkreten Situationen „empirisch“ lernt und mittels Versuch (Äußerung) und Erfolg (Bestätigung) bzw. Irrtum (Korrektur) weiterentwickelt, kann nicht in Abrede gestellt werden. Doch reicht ein empiristisches bzw. behavioristisches Sprachlernmodell³⁷ nicht hin, um dem ganzen Vorgang gerecht zu werden. So wenig der Sprachton sich aus einem chaotischen Lautstrom heraus aufbaut und sukzessive in bedeutungstragende Lauteinheiten ausdifferenziert, so wenig kann ein Sprechenlernen mittels Versuch und Irrtum sein Ziel erreichen, wenn dem nicht bereits ein fundierendes und aktiv ausgebautes *language-acquisition-system* zugrundegelegt wird. Auch wenn das Sprachlernen des Kindes nicht ohne eine selektive Verstärkung seitens der selber sprechenden Umwelt denkbar ist, handelt es sich dabei um einen Prozeß der genuinen Erfindung und Ausarbeitung eines *eigenen* Sprachsystems seitens des Kindes. Für dieses mögen angeborene Strukturmuster mitbestimmend sein. Erfahrungen werden in diese Struktur eingebaut und Modifikationen an ihr vorgenommen. Das sprachliche Grundgeschehen ist aber auch damit noch nicht hinreichend erfaßt. Indem das Kind ein einzelnes Wort erfaßt, lernt es damit eine ganze Sprache. Damit ist von vornherein verbunden, daß seine Sprachkompetenz „alles mögliche“ zu sagen erlaubt und sich keineswegs in einer identischen Reproduktion aufgeschnappter „Brocken“ erschöpft. Anders gesagt lernt das Kind die Sprache *auf einmal* und *ganz*; sie läßt sich nicht allmählich aus Teilen zusammenstücken. Es ist nicht wie beim Puzzle, in dem man Stücke eines fertigen Bildes aneinanderreicht. Anstatt eines Additionsprozesses differenziert sich der *eine* umfassende Sprachkörper fortschreitend aus, wobei die Differenzierungshilfen aus der Umgebung dankbar angenommen werden. Die Sprachkompetenz als solche ist aber von vornherein „unbeschränkt“ und „allgemein“, und sie wirkt modifizierend und erweiternd auf eine im ganzen mit sich selber experimentierende Sprache.

Sprache als ein *sich entwickelndes System* und „*working model*“ ist in jedem Moment fertig und unfertig zugleich. Das Kind kann in ihr von Anfang an alles sagen, was es in ihr ausdrück-

³⁶ Vgl. dazu Peter M. Roeder, Arthur Pasdziorny, Willi Wolf, Sozialstatus und Schulerfolg. Bericht über empirische Untersuchungen. Quelle & Meyer Verlag Heidelberg 1965 (Pädagogische Forschungen 32).

³⁷ Vgl. B. F. Skinner, Verbal Behavior. New York 1957.

ken will, auch wenn seine Sprache, was den Grad ihrer Differenzierung und Komplexität anbetrifft, noch nicht elaboriert ist. Weil er *der Sprache mächtig* ist, empfindet der neugeborene Sprecher auch kein Sprachdefizit und nur selten den quälenden Druck des Nicht-sagen-Könnens.

In dem Umstand, daß die Sprache in jedem Stadium ihrer Entwicklung komplett ist, liegt aber auch eine Tendenz zum „Konservatismus der Sprache“. Ein inneres Trägheitsmoment verbindet sich mit der möglicherweise fatal werdende Neigung, sich selbst zu verfallen und sich gedankenlos zu reproduzieren. In diesem Sinne bleibt die sprachliche Kommunikation eineiiger Zwillinge oft rudimentär und erscheint retardiert, weil sie sich auch ohne Sprache verstehen und in ihrer internen Kommunikation nicht auf die Anstöße von außen angewiesen sind. Damit entfällt auch die Nötigung, nach außen zu gehen. Nur was Aufmerksamkeit beansprucht oder auf Unverständnis stößt, regt ein höheres Artikulationsbedürfnis an.

Erwachsene tragen zur sprachlichen Entwicklung des Kindes bei und unterstützen es darin, doch hat dies mehr den Sinn einer rückspiegelnden „Expansion“ des vom Kinde Geäußerten als den Sinn, durch Vorgaben und Korrekturen dem Kind Sprache, Bedeutung und Struktur überhaupt erst beizubringen. Das Kind *erlernt* die Sprache nicht: es *entdeckt* sie, und diese Möglichkeit ist dem „geborenen Sprecher“ bereits in die Wiege gelegt, längst bevor er die ersten Wörter äußert und Gebrauch von dem machen kann, was ihm die in seiner Umwelt gesprochene Sprache vorgibt.

Die Entdeckung der Sprache durch das Kind vollzieht sich mit einer Wendung von der passiven Lautäußerung zur aktiven Sprachbekundung. Am oft zitierten Beispiel verdeutlicht: Der unwillkürliche *Schrei*, der *faktisch* die Mutter herbeiruft, wird nun *aktiv* und *zielgerichtet* eingesetzt als *Ruf* und *Mitteilung* an sie. Das Kind schreit, weil ihm danach zumute ist; es ruft, um damit etwas zu erreichen, was es intentional vorwegzunehmen in der Lage ist. Die „expressive“ Äußerung wird so zur „deklarativen“ Äußerung (etwas zu erkennen geben, aufmerksam machen auf ..., etwas anbieten usw.), mittels deren ein Kontakt aktiv aufgenommen wird. Diese Aktivität führt weiter zum erzählenden Sprechen und schließlich zu einer sich aus situativen Kontexten ablösenden, auf Abwesendes beziehenden sprachlichen Darstellung.

Die Entdeckung, daß „alles einen Namen hat“, erlaubt Zentrierungen innerhalb des zunächst als fließend gedachten, affektiv getönten Wahrnehmungskontinuums. Namen führen auf diese Weise zu ersten Formen der Objektivierung; sie bilden Kristallisationskerne für Bedeutungen und zentrieren diese im Gegenstand und im Wort zugleich. Vermöge dieser „Eingeburt“ ins Wort lassen Bedeutungen sich von der Situation ablösen und auf neue Situationen übertragen. Das Wiedererkennen macht sie reproduzierbar und auch dann einsetzbar, wenn der gerufene oder gemeinte Gegenstand selbst gar nicht anwesend ist.

Die Entwicklung der so gefaßten Bedeutung vollzieht sich als *Doppelprozeß* der Erweiterung (Verallgemeinerung, Übertragung, Anreicherung, Verknüpfung) und Einschränkung (Unterscheidung, Spezifizierung, Diskriminierung, Differenzierung), wobei nicht nur das semantische Bedeutungsfeld, sondern auch die grammatische Strukturmatrix ausdifferenziert wird. Ineins mit dem Doppelprozeß der Erweiterung und Einschränkung von Bedeutung vollzieht sich der Doppelprozeß der *Assimilation des Neuen an das Alte* (das Wiederaufnehmen derselben Beziehung) und der *Adaption des Alten an das Neue* (die Ein- bzw. Umstellung auf neue Sachverhalte). Die Sprache ist dabei von Anfang an ein sich entwickelndes Ganzes und keine

Summe assoziativ addierbarer Elemente. Sie besteht von Anfang an nicht aus einzelnen isolierten Elementen, sondern begreift sich als eine „Welt von Bedeutung“ in Verbindung mit einer „Grammatik“, die dem in der ersten Anlage bereits vollständig gegebenen Weltverhältnis ein strukturell vorbahnendes Handlungsmanual zur Seite gibt.

Das Sprechen der Sprache ist ein „Tun“ und kein bloßes „Konstatieren“. Aber dieses Sprachhandeln bedarf einer Anregung. Wenn das Kind seine Sprachstruktur aktiv und erfinderisch entwickelt und sich im Prinzip auf jeder Stufe, bei jedem Stand der Einsicht und in Bezug auf jedes Bedürfnis zureichend verständigen kann, könnte man meinen, daß für die ständige Veränderung der Sprache in Richtung auf die Erwachsenensprache gar keine funktionale Notwendigkeit besteht. Solange die Erwachsenen dem Kind entgegenkommen und verstehen, was es äußert und haben will, ist ja auch keine kommunikativen Diskrepanz als Anreiz zur weiteren Elaboration gegeben. Was also motiviert zur ständigen Weiterentwicklung der Sprache?

Der erste Schritt geht hier vom Satz zum Wort. Von der Transformationsgrammatik her³⁸ läßt sich argumentieren, daß ein bald zu umfangreich werdendes Satzvokabular zur Reduktion auf Worteinheiten nötigt und diese die Vorteile der kombinatorischen Erweiterung mit sich bringen. Die Reduktion des zunächst Amorphen auf ganzheitliche Bedeutungskomplexe führt weiter zum Aufbau komplexer Bedeutungseinheiten aus einfachen Elementen. Ein weiterer Mangel, der in der Mehrdeutigkeit der ersten Äußerungen und ihrer Gebundenheit an den situativen Kontext liegt, kann auf diese Weise mit behoben werden. Auch ermöglicht die sich so ausdifferenzierende Sprache Präzisierungen bezüglich der Wahrnehmungsgegebenheiten und kann die sukzessive Ablösung aus deren emotionaler Eingebundenheit befördern.

Ein weiteres Argument im Rahmen dieser Modellvorstellung ist, daß Transformationen auf der Basis eines Wortvokabulars präziser und ökonomischer sind, zugleich aber auch flexibler und variabler gehandhabt werden können. Strukturelle Transformationen dieser Art vereinfachen etwas und erlauben eben dadurch den Aufbau komplexer Felder auf der Grundlage einfacher Strukturen. Das Kind zieht Vorteil aus der Tatsache, daß Transformationen mächtiger sind als die verwirrenden Regeln einer agglomerativen Basisstruktur. Aber auch die grammatischen Beziehungen lassen sich so ökonomischer ausdrücken. So können z. B. Ausdrücke der Negation auf mehrfache Weise ausgebracht werden: mit verneinenden Partikeln (no (not) leave me; don't leave me), mit Hilfszeitwörtern (no, it isn't; no, I don't have a book; I am not a doctor etc.) oder mit Adverbien (I can't do nothing with no string usw.).³⁹

Wie die Beispiele zeigen, erlauben die grammatischen Muster es, denselben semantischen Gehalt bzw. die gleiche Intention auf verschiedene Weise auszudrücken. Die Eltern helfen bei der Auswahl mit, so z. B. wenn sie die vom Kind bevorzugte schwache Konjugation von Verben durch eine starke (irreguläre) Beugung ersetzen, die selbst nicht „patterned“ (d. h. ohne einheitliches Beugemuster) ist und deshalb jeweils als Einzelform gelernt werden muß. Ähnliches gilt für die Bildung von Pluralen: foot, foots, feet. Die Eltern interpretieren die kindliche Äußerung und expandieren sie dabei, d. h. sie wiederholen sie grammatisch vollständig, so daß das Kind seinerseits die vervollständigte Sprachäußerung wiederholen (nachahmen) kann. Kind: Doggie bite! Eltern: Yes, he is biting. Das Kind wird so schließlich zum kompetenten

³⁸ Vgl. dazu David McNeill, *The creation of language* (1966). In: *Language*. Edited by R. C. Oldfield and J. C. Marshall, Penguin Books Ltd. Harmondsworth, Middlesex, England 1968 (Penguin Book), S. 21-31.

³⁹ Vgl. dazu David McNeill, a. a. O.

Sprecher in der (gehörten) Erwachsenensprache. Aber auch dieser Eingliederungsprozeß ist nicht rein nachahmend, sondern konstruktiv und generativ, wobei weder die Bedeutung noch die grammatische Struktur aus dem Gehörten einfach extrapoliert wird, sondern sich selbst aktiv entwickelt. Die grammatische „Tiefenstruktur“, der es dabei folgt, ist eine auf Regelmäßigkeit und Substitution beruhende *simplicity metric* (Fodor⁴⁰), wobei die Psycholinguistik davon ausgeht, daß das dem zugrunde liegende basale language-aquisition-system angeboren ist.⁴¹

5.3 Auswirkungen des Sprachlernens auf das allgemeine Lernverhalten und die kindliche Entwicklung

Wenn bisher gefragt wurde, wie das Kind die Sprache entwickelt und lernt, muß nun gefragt werden, wie es sich selbst und sein Lernvermögen durch den Erwerb der Sprache weiter entwickelt. Sprachabhängiges Lernen bezieht sich dabei nahezu auf alle Bereiche der kindlichen Entwicklung:

- seine Wahrnehmung und seine motorischen Fähigkeiten,
- sein Gefühlsleben und seine soziale Sensibilität und Kommunikationsfähigkeit.
- sein Spielverhalten,
- seine Konzentrationsfähigkeit,
- sein Wollen und Denken,
- die Organisation und Verarbeitung/Reorganisation seiner gesamten Erfahrung,
- Zeit- und Ortsbeziehungen, Zeitstrukturen,
- kategoriale Beziehungen (Zusammengehörigkeit, Verwandtschaft),
- Handlungs- bzw. Operationssysteme usw.

Der „symbolische Raum“ der Sprache als ein „sekundäres System“ überformt dabei sukzessive die „primären Systeme“ des menschlichen Organismus und inkorporiert sich in sie hinein. Der damit für den gesamten Organismus gewonnene Vorteil liegt darin, daß der „symbolische Raum“ nicht nur *implizit selbstwiederholend* ist, sondern *explizit selbstthematisierend* wird und in freier Aktivität umstrukturiert werden kann. Alle vorgegebenen Beziehungssysteme können so sukzessive übernommen, aktiv ausgebaut und schließlich selbst verantwortet werden.

Um dazu nur ein Kontrastbeispiel zu nennen, das die Wichtigkeit dieser Prozesse am defizienten Beispiel zeigt. Luria und Yudovich⁴² belegen am Beispiel eineiiger Zwillinge eindrücklich den Einfluß der Sprache auf die Entwicklung des Kindes, insbesondere seines Spielverhaltens. Das Spielverhalten eineiiger Zwillinge, die sich zu gut kennen und verstehen, um ihre Sprache aneinander entwickeln und erproben zu müssen, bleibt stereotyp, monoton, ein-sinnig und repetitiv. Wenn sie gemeinsam spielen, tun sie dies mit klaren Raumverteilungen, in ri-

⁴⁰ Vgl. J. A. Fodor, Could meaning be an r_m ? In: R. C. Oldfield & J.C. Marshall, Language, a. a. O., S. 231-245.

⁴¹ Vgl. den bereits zitierten Aufsatz von David McNeill und den im selben Band erschienenen Aufsatz von G. A. Miller, Some preliminaries to psycholinguistics, a. a. O., S. 202-212.

⁴² Ihre Arbeit über Speech and development of mental processes (erschienen in: The child. 3. Aufl. London 1968) ist mit einem Vorwort von Werner Loch in deutscher Übersetzung erschienen: A. R. Lurija / Yudowitsch, Die Funktion der Sprache in der geistigen Entwicklung des Kindes. Schwann Verlag Düsseldorf 1970.

tualisierter Form und auf der Ebene affektiver Partizipation. Es fehlt insbesondere das „Regelverhalten“, d. h. eine differenzierte Kommunikation im Rahmen von Bedeutungssystemen, die auf der intellektuellen Ebene angesiedelt sind. Die Sprache hat nur einen begleitenden Charakter (sympraxic speech) und noch keine darstellende Funktion. Entsprechend bleiben auch die Bedeutungen situationsgebunden (‘nein’, ‘jetzt’, ‘hier’, ‘gib’ usw.), sie erlangen keine Stabilität und werden nicht systematisch kategorisiert im Sinne eines Dings mit Eigenschaften, eines Tun, eines Vorgangs usw. Die „Grammatik des Sprechens“ bleibt somit diejenige der Situation selbst, die je als Aktionseinheit konkret wird. Es existiert keine von der Situation und Handlung abgelöste Sprachgrammatik, damit aber auch keine sich aus der Situation ablösende allgemeine Sprechfähigkeit und elaborierende Sprachkompetenz.⁴³ Sprechäußerungen, die nicht mit der jeweils gegebenen Situation verbunden werden können, werden nicht verstanden. Abwesendes kann nicht sprachlich herbeigeholt, vorgestellt und behandelt werden. Es gibt somit keine über die Sprache selbst vermittelte und in ihre Regeln gefaßte Welt von Geschichten, sondern nur direkte Aktion und Reaktion. Demgegenüber wäre das auf einer entwickelten Sprache aufbauende Spielverhalten imaginativ, variierend nach Regeln, zielstrebig und konstruktiv („Bauen“). Es wäre ein „complex meaningful play“ auf Grund von „imaginative patterns“, die als „Spielpläne“ oder „Spielprojekte“ fungieren und dazu auf einen Raum symbolischer Orientierung angewiesen sind.

In verallgemeinerter Konsequenz heißt das: Indem das Kind die Sprache baut, wird es sein eigener Baumeister und der Baumeister seiner Welt (frei nach Montessori).

⁴³ Vgl. Eugenio Coseriu, Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens. Bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Weber, Francke Verlag Tübingen 1988 (Uni-Taschenbücher 1481).